



P 1733

# STAROSLOVAN

Heft 4.

Kremsier, am 15. Dezember 1914.

II. Jahrgang.

## Ortsgeschichtliche Etymologie.

### VII. Die „Teufelsmauer“ in Deutschland.

(„*Limes rhäticus*“ oder „*transdanubicus*“.)

Die im III. Jahrhunderte entstandene und im IV. ergänzte Weltkarte des Castorius, meist und fälschlich die „Peutingersche“ genannt, zählt im Raume von den Quellen der Donau und längs derselben bis Pressburg 38 befestigte Plätze nebst deren Entfernungen untereinander, auf. Wer diese Festungen gebaut, gilt ebenso als unbekannt, wie die Zeit der Entstehung. Meist schreibt man sie allerdings den Römern zu, doch nur bedingungsweise mit einiger Berechtigung, denn sie waren wohl zweifellos die Erweiterer derselben, aber schwerlich zugleich auch die Erbauer, denn die Etymologie der bezüglichen Lokalnamen spricht entschieden dagegen; überdies ist es höchst unwahrscheinlich, dass die Römer in der verhältnismässig kurzen Zeit ihres Machteinflusses in Germanien alle diese Wehrbauten hätten von Grunde aus ausführen können. Nebstbei wissen wir, dass sich doch die Stammbewohner bei der Verteidigung gegen die vordringenden Römer auch auf fortifikatorisch vorbereiteten Punkten entgegenstellten, daher gewisse Schutzbauten unbedingt schon vor der Römerzeit vorhanden gewesen sein mussten.

Ist aber diese natürlich (Donau) und künstlich geschützte Grenzlinie schon an sich imponierend, so ist die sogenannte „Teufelsmauer“, wie der „*Limes rhäticus*“ oder „*transdanubicus*“ wissenschaftlich bezeichnet wurde, noch bemerkenswerter. So benennt das Volk heute jene von Kelheim an der Donau (Bayern) bis Lorch (am Rhein) und noch darüber hinaus sich ziehende Mauer, die über die steilsten Gebirge, über schroffe Abgründe, durch Flüsse und Seen, sowie die dichtesten Wälder, zum Teile noch heute gut sichtbar, führt. Sie hatte auch an 150 Türme, welche sowohl als Unterkunft für die Grenz- wachen, wie auch zugleich als Späh- und Signalgebungspunkte gedient haben mussten. Überdies bildeten an den verschiedensten Punkten in dieser geschlossenen Linie Burgen, Kastelle und befestigte Lager feste Stützpunkte und militärische Standquartiere, da wir ja



sogar noch genau wissen, welche Legionen oder Legionsteile zu gewissen Zeiten da oder dort die Besatzung bildeten.

Man glaubte vorerst, dass die „Teufelsmauer“ vom Kaiser Hadrian begonnen, von seinen Nachfolgern fortgesetzt und von Probus vollendet wurde. Doch kann dies unmöglich zutreffend sein, denn aus einer Stelle des Tacitus (*Annal. libr. I, 50*) muss geschlossen werden, dass dieser langgedehnte Mauerwall, also ein Analogon zur chinesischen Mauer, schon lange vor unserer Zeitrechnung bestanden haben muss, daher deren eigentliche Entstehung mit den Römern nichts gemein hat.

Ehe jedoch in diese Erwägungen näher eingegangen wird, sei gleich der Begriff „Teufelsmauer“ näher aufgeklärt. Der Volksmund sagt allgemein, dass diese Mauer, die über die gefährlichsten Gründe führt, der Teufel selbst aufgeführt habe, doch ist diese Volksetymologie selbstredend grundfalsch. Der Name entwickelte sich aus dem slavischen „čerta“ (= Linie, Grenzlinie, Umgrenzung); die Mauer, welche eine Grenze abschliesst, nannte der Slave demnach „čertova zed“, d. i. Grenzmauer, welcher Name sich übrigens auch anderswo oft wiederholt. Da aber „čert“ (im Böhmisches) auch Teufel bedeutet, wurde mit der Zeit das namengebende Wortmotiv in seiner Bedeutung unklar, und man griff, namentlich als daselbst die deutsche Umgangssprache die slavische ablöste, zu jener Etymologie, die am nächsten lag, und ergänzte sie noch durch entsprechende Märchen. Doch liegt gerade darin der Beweis, dass die Originalbezeichnung eine slavische war, und dass diese selbst schon älter als der römische Einfluss war, wie wir dies später darlegen wollen.\*)

Dass die anfängliche Bestimmung der „Teufelsmauer“ ausschliesslich der Verteidigung einer Grenzlinie diene, ist geradezu selbstverständlich, denn jeder Besitz, den man erhalten will, muss gegebenenfalls auch verteidigt werden. Hilft da die Natur selbst, wie hier, nicht in genügender Weise mit, so muss dies technisch ergänzt werden. Solches geschah durch das Herstellen eines zusammenhängenden Erdwalles, der, nebst dem sich von selbst ergebenden Materialgraben, noch durch eine starke Mauer sowie allerlei Kampfstützpunkte verstärkt wurde. Das anbaufähige Land daselbst erhielten, wie dies

\*) Der Verfasser folgte hier fast ausnahmslos den etymologischen Grundsätzen bei Aufklärung der topischen Namen, wie sie M. Žukovič in seinem führenden Werke für die moderne Sprachforschung: »Die Slaven, ein Urvolk Europas« (6. Auflage, 1911) gegeben. Dass Žukovič hiezu die unumstösslich richtige Basis gefunden, dies bezeugen allerorts die Nachprüfungen und sollen, soweit schon heute bekannt, auch die bisherigen Kriegserfahrungen dies bestätigen.



unter Kaiser Probus schon erwiesen der Fall war, die bei dieser Grenzsicherung dauernd angestellten Soldaten. Es war dies demnach eine Art Militärgrenze, wie sie in Österreich gegen die Türken eigentlich noch bis zum Jahre 1881 bestand. Die Soldaten erhielten keinen Sold, aber sie konnten vom Anbau und Ertrag der geschenkten Ländereien sich und ihre Familien redlich ernähren. Diese Massregel war ein Antrieb mehr, die Verteidigung der Grenze umso intensiver zu führen. Ein ruhiges Leben kann dies allerdings nicht gewesen sein, denn an dieser Grenze gab es nahezu ununterbrochen Kämpfe und bestätigt dies nebstbei der Biograph des Kaisers Probus.

Die Wissenschaft gibt auch ohneweiters zu, dass jene Kolonisten keine Römer, sondern Celten waren; dass wir aber unter Celten Slaven zu verstehen haben, das wissen wir nun heute auch schon. Überdies ist es nichts Unbekanntes, dass namentlich in Bayern, welches Land unser Limes zum Teile durchzieht, noch im späten Mittelalter in manchen Teilen slavisch gesprochen wurde. Weiters ist es urkundlich bekannt, dass der Gebrauch der slavischen Sprache bei Gericht im Anhaltischen erst im Jahre 1293, in Sachsen sogar erst im Jahre 1327 von Amts wegen verboten wurde, ein Beweis, dass ein guter Teil der Bewohner Südwestdeutschlands im XIV. Jahrhunderte noch immer slavisch sprach.

Wir wollen nun hier nicht etwa alle längs der „Teufelsmauer“ von den Römern bewachten oder besetzten Ortschaften etymologisch behandeln, denn dies wäre aussichtslos, da ein Name allein schon infolge von Quellenmängeln ein eigenes und vielleicht dauernd erfolgloses Studium erfordern könnte, sondern nur einige von denen, die sprachlich noch leicht erkennbar sind, um zu zeigen, dass nicht nur die Mauer selbst, sondern auch die Ortschaften längs derselben von den dort wohnenden Slaven ihre noch heute wirkende, wenn auch schon sprachlich oft bis zur Unkenntlichkeit verzerrte Bezeichnung erhalten haben müssen. Solche Namen sind z. B.:

**Drakuina.** — Ein Teil der sehr alten Stadt Ehingen (Württemberg) heisst heute „Lrachental“. Dort wo die uralte Klosterkirche stand, soll einst die plolomäische (?) Stadt „Drakuina“ gestanden sein. Es ist aber dies wohl nur der eigentliche Verteidigungsplatz für jenes Gebiet gewesen, denn „drak“ bedeutet im Slavischen: Kampf und „drakovina“ etwa: Kampfplatz oder Befestigung, Schutzpunkt (an der Grenze).

**Ad Fines.** — Jener Punkt an der Thur (Schweiz), wo die römische Provinz Rhätien gegen Westen endigte, benannten die Römer als „Ad Fines“, heute „Pfyng“. Als noch die Slaven dort wohn-



ten, hiess der Ort oder die Gegend jedenfalls noch „Vin“, also: Grenze, und haben die Römer den vorgefundenen Namen augenscheinlich nur angepasst. Man kann dies auch daraus schliessen, dass die weitere Grenzstadt der gallischen Nachbarprovinz wieder „Vindonissa“ (heute „Windisch“), slavisch sonach damals vermuthlich etwa „Vindonice“ lautete. — Der direkte Rückschluss, dass dort, wo ein Ort „Windisch“ (einfach oder mit einem weiteren Grundworte zusammengesetzt) vorkommt, „Wenden“ wohnten, ist nicht zutreffend definiert, sondern richtiger ist es zu sagen, diesen Namen haben jene gegeben, die mit „vin“ die Grenze bezeichnen, und dies sind allerdings die Slaven, denn das lateinische „finis“ ist doch schon nur mehr eine Anpassung daran.

Opie. — Nächst Bopfingen (Württemberg) lag der römischen Karte nach die Römerstation „Opie“. So nannte man die Verschanzungen auf einem sehr hohen, kegelförmigen Berge daselbst, der sogar auf der Kuppe künstlich abgeplattet werden musste, um Raum für die Verteidiger zu gewinnen. Der Name „Opie“ sagt nun im Slavischen, dass hier eine Umwallung war, denn „opeti“ bedeutet: ringsum spannen, umfassen. Die Römer haben sich in diesem Falle nicht einmal bemüht dem Namen eine lateinische Form zu geben.

Castra Samolucena. — Dort, wo heute der Ort Salmandingen (am Neckarflusse) mit dem kegelförmigen Berge Achalm (holm?), der einen hervorragenden Überblick weit über die Umgebung bietet, steht, befand sich einst ein grosses befestigtes Lager, dessen Front gegen den Neckar gerichtet war. „Samoloka“ bedeutet im Slavischen etwa: befestigte Grenze, oder genauer: eingesäumte Grenze („sam, zam“ = Saum, Rand, Grenze; „zamek“ = Absperrung, Schloss; „loka“ = Grenze, Trennung (des Besitzes).

Strass. — Topische Namen dieser Wurzel werden durchwegs falsch ausgelegt, denn die lokalen Bezeichnungen „Strass, Hochstrass, Strassengel u. ä. haben mit dem deutschen Begriffe „Strasse“ nichts gemein, sondern stammen durchwegs vom slavischen „straž, straža“ (= Wache, Wachtpunkt). Ein solcher liegt auch an der „Teufelsmauer“; in den mittelalterlichen Urkunden ist er meist als „sirazza“ bezeichnet. — Bei diesem „Strass“ fällt es auf, dass sich hier über hundert alte Grabhügel befinden, die an Höhe und Umfang alle sonst in jenem Gebiete bekannten weit übertreffen; es müssen sonach hier hervorragende Personen befehligt haben, die sodann auch hier bestattet wurden.

Beispiele dieser Art liessen sich hier in die Hunderte anreihen, doch wollen wir hiemit nicht den gangbaren Verdacht wachrufen, als



ob es sich uns um slavische Eroberungen mit Hilfe der Etymologie handeln würde. Wir wollten hiemit lediglich zeigen, wie grundfalsch und sinnlos es ist, wenn die Limes-Forscher fortgesetzt nur von Römern und Celten (als Nichtslaven) sprechen, denn unter dieser Voraussetzung ist es aussichtslos ja auch nur einen Lokalnamen sprachlich richtig zu erklären, noch je die Wahrheit über die einstigen ethnographischen Verhältnisse daselbst herauszufinden. Sie wissen aber nun wenigstens, was die vielen „Teufelsmauern“ sind, wer ihnen den zutreffenden Namen gegeben, aber zugleich auch, wer ihnen wieder aus sprachlichem Missverständnis später eine falsche Deutung unterlegt hat.

K. Vaněk.

\*

### VIII. Die Ortsnamen mit der Vorsilbe „pre“.

Ehe da zur näheren Beweisführung geschritten wird, weshalb und unter welchen Voraussetzungen ganz bestimmten Lokalitäten in ihrer sprachlichen Kennzeichnung die Vorsilbe „pre“ angefügt wurde, ist es notwendig das Vorfeld für das überzeugende Verständnis hierzu zu lichten.

Im Slavischen charakterisiert jene Vorsilbe im allgemeinen den Superlativ einer Eigenschaft oder Funktion. In den Adjektiven deutet die Vorsetzung des „pre“ die höchste Potenz einer Eigenschaft, bei Substantiven den höchsten Grad des Grundwortwertes, und bei Ortsnamen im besonderen den seiner Lage oder Vorbereitung für die Sicherung oder Verteidigung nach wichtigstem Ort eines gewissen Gebietes. Bei den Adjektiven „krasný-překrasný, slavný-přeslavný“ u. ä. ist dies allgemein bekannt. Man erfährt aber auf diesem Wege auch, weshalb der vornehmste „stol“ (= Stuhl) im Altslavischen „pre-stol“ (= Thron) lautet; im Böhmischen gilt „převor“ als Bezeichnung für den Prior, d. i. den höchsten unter den Verteidigern eines Klosters (vor, bor) in älterer Auffassung; „přemoc“ ist die grösste Macht, also Übermacht; „přepych“ deutet auf ungewöhnlichen Prunk, also: Luxus. — Analoge Verhältnisse finden wir auch im Lateinischen, denn das „prae“ deutet auch auf einen gewissen Vorrang im Ver gleiche zum Normalen. Der römische „praetor“ war eben der vornehmste oder vorbildlichste, daher höchste unter den „tor, tur“, d. i. Soldaten, und die „Prätorianer“ selbst waren zugleich die Elite unter den Soldaten, ähnlich den heutigen Gardetruppen.

Die gleiche Bildung und Entwicklung weisen die Ortsnamen mit „pre“ auf.



Die Orte: Pregrad, Pregrada, Prägarten, Preloka, Přelouč, Przemysl, Přerov, Prävali, Przevorsk“ u. ä. hießen selbstredend im Ur-anfange nicht so, sondern nur: Grad, Loka, Louč, Mys (oder Mislje), Rov, Vali, Vorsko; erst als sie die wichtigsten oder markantesten fortifikatorischen Punkte eines Gebietes wurden, da erhielten sie in der Sprache durch das Superlativpräfix „pre“ auch den erhöhten Rang unter ihresgleichen. „Pregrad“ war demnach die festeste Verteidigungsanlage oder Burg unter mehreren anderen zu demselben Sicherheitskomplexe gehörenden Vorsorgen ähnlicher Art. — „Preloka“ und „Přelouč“ müssen einst die wichtigsten Stützpunkte in einer gewissen Grenzzone gewesen sein (loka = Grenze, ločiti = scheiden). — Dasselbe gilt für „Przemysl“ (mis = Ecke, Grenze, Vorgebirge). Es müssen hier am Ufer des San schon in den ältesten Zeiten die für die Verteidigung so günstigen Höhen auch hiezu ausgenützt worden sein, und hat diese Erkenntnis, sicherlich unbeeinflusst durch die Etymologie des Namens, tatsächlich noch in der modernen Zeit zum Ausbaue einer starken Festung daselbst geführt. Der ziemlich imponierende San-Fluss bildete einst, wie heute, eine natürliche Abschnitts- oder Grenzlinie, und in dieser stand Przemysl als der wichtigste und festeste Stützpunkt. — Der Kommandant eines solchen Zentralkpunktes führte demnach auch den Funktionsnamen „przemysl, přemysl“, jener eines minder wichtigen nur „mysl, myslivec“ u. ä., also: Grenzverteidiger, welch letzterer Begriff heute allerdings im Slavischen nur mehr die Bedeutung: Jäger, Forstwart besitzt.\*)

In „Prävali, Prevalje“ war analog die Hauptwallburg in einer ansonst durch Schanzen und Wälle gesicherten Gegend, in „Przevorsk“ der Hauptkampflplatz (bor, vor = Kampf, Kampfplatz).

In „Přerov“ muss als Zentrale der Verteidigung eine Aufgrabung (rov = Graben, Aufwurf) gewesen sein. Die Burghöhe in der Stadt Přerov (Prerau) ist daher, da die Etymologie kaum eine irrige sein kann, entweder künstlich hergestellt, also aufgeworfen, oder aber, falls sie natürlich vorhanden war, künstlich abgegraben worden, um die Erstürmung zu erschweren. Die Tätigkeit des Grabens ist daher unbedingt im Ortsnamen niedergelegt; ob es sich dabei um

\*) So klärt sich vielleicht auch der Umstand auf, weshalb die älteste Kunde über den böhmischen Fürsten »Přemysl« so sagenhaft ist; es war dies eben nur die Kennzeichnung für den Regenten im allgemeinen, der so selbstverständlich war, wie man ja auch heute z. B. unter »car« doch immer nur den Herrscher von Russland versteht. — Die Stammesgeschichte der Herrscher aller Völker ist deshalb und an sich dunkel, weil an uns anscheinend nur deren Funktionsnamen übergekommen sind, daher wir im Zwielfichte zwischen Sage und Geschichte überhaupt keine individuellen Eigennamen vorfinden können.



eine Aufschüttung oder um einen berichtigten gewachsenen Boden handelt, dies wäre bei entsprechendem Interesse noch heute leicht durch Nachgrabungen festzustellen.

Sehr bemerkenswert ist in dieser Richtung auch der Name „Pretul“, wie er im Bezirke Mürzzuschlag (Steiermark) als Pretulalpe, -Bach, -Graben und für die Katastralgemeinde Pretul gangbar ist. — Der Begriff „Tul“ kommt als Höhenbezeichnung nicht vereinzelt vor. Der auffallend steile Berg „Tul“ südwestlich von Teschen (Schlesien) muss einmal befestigt gewesen sein oder doch als letzte Zufluchtsstätte den nächsten Umwohnern gedient haben. Die Leute wissen allerlei Sagenhaftes über diese Höhe zu erzählen; überdies wurden daselbst allerlei alte Kulturreliquien beim Graben gefunden. „Tul“ hat im Slavischen die allgemeine Bewertung von Schutz, denn als „tul“ benennt man den Köcher, den Schleifsteinbehälter, dann überhaupt eine Schutzhülle; „útulna“ ist die Schutzhütte; das deutsche „Tüll“, d. i. das Schutzgewebe (z. B. gegen Fliegen, Wespen). „Tul“ als Höhenname kann daher nach den sonstigen Sprachanalogien im Altslavischen nur die Charakterisierung enthalten, dass dort ein hergerichteter Schutzpunkt, eine Zufluchtsstätte war; „pretul“ jedoch wäre demnach eine Lokalität mit noch erhöhten Sicherheitsqualitäten. Tatsächlich bildet sowohl der „Tul“ wie die „Pretul“-Alpe sogar noch heute die Bezirkshauptmannschaftsgrenze.

Einer Erwähnung verdient hier auch die bekannte Redensart „in die Pretul kommen“ (slovenisch: „prišel sem v pretulje“). Man wendet dieselbe an, wenn man in eine unangenehme moralische, materielle oder lokale Situation, in eine grosse Verlegenheit, in eine Sackgasse, also Röhre geraten ist. Ob zur Bildung dieser Redensart möglicherweise der 9 km lange, von hohen Wänden eingefasste „Pretul“-Graben den Anstoss gab, wissen wir heute nicht; für jeden Fall fordert das Geraten in ein langes Taldefilé, aus dem besonders schwer herauszukommen ist, im praktischen Leben zu volkstümlichen Vergleichen. Der Umstand, dass man „in“ und nicht „auf der Pretul“ sagt, deutet nun dahin, dass möglicherweise der Pretul-Graben für die Bildung jener Redensart vorbildlich war.

M. Žunkovič.



# Slavische Geschichtsquellen.

## I.

### Berichte muselmannischer Schriftsteller über die Slaven bis zum Ende des X. Jahrhunderts.

Mitgeteilt von J. v. Meduna.

(Schluss.)

XIV. Im allgemeinen sind die Slaven kühn und angriffslustig und wenn sie unter sich nicht uneinig wären infolge der vielfältigen Verzweigungen ihrer Geschlechter und der Absonderungen ihrer Stämme, kein Volk der Welt könnte sich mit ihnen an Macht messen. Sie bewohnen die fruchtbarsten und an Lebensmitteln reichsten Länder, sie befeissen sich des Ackerbaues und anderer Arten von Betriebsamkeit, worin sie alle anderen Völker des Nordens übertreffen. Ihre Waren gelangen bis zu den Normannen und nach Konstantinopel<sup>1)</sup> und sie gelangen dorthin zu Lande und zu Wasser. Die mächtigsten Stämme des Nordens, welche sich bei ihnen angesiedelt haben, sprechen slavisch,<sup>2)</sup> weil sie sich mit ihnen vermischt haben, wie z. B. die Trkin,<sup>3)</sup> Onglin (Magyaren), Petschenegen, Rus (Normannen) und Chasaren.

XV. In den Ländern des Nordens ist der Hunger nicht die Folge von Regenmangel oder andauernder Dürre, sondern er entsteht durch Überfluss an Regen und durch Hochwasser. Mangel an Regen ist ihnen nicht schädlich, niemand fürchtet ihn wegen der Feuchtigkeit des Bodens und der grossen Kälte ihrer Länder. Sie säen in zwei Jahreszeiten, im Frühling und im Sommer, und ernten zweimal; die Ernte besteht grösstenteils aus Hirse. Die Kälte ist ihnen gesund, selbst wenn sie sehr bedeutend ist, die Hitze dagegen ist ihnen ver-

<sup>1)</sup> Hier bezeichnet Ibn-Jakub die äussersten Punkte des slavischen Handelsverkehrs, um zu zeigen, in welchem grossem Umfange sich dieser entwickelt hatte.

<sup>2)</sup> Aus dieser Nachricht kann man schliessen, dass diese Nordvölker wohl mehrere Sprachen kannten, sich aber der slavischen Sprache als Hauptverkehrssprache bedienten. Wahrscheinlich hat Ibn-Jakub diese Beobachtung in Prag gemacht, wo so viele verschiedensprachige Kaufleute zusammenströmten.

<sup>3)</sup> Nach der von Ibn-Jakub bewirkten Beschreibung des böhmischen Reiches unter Boleslav I. urteilt Westberg, dass Fraga wahrscheinlich Böhmen, Buima aber Mähren nebst angrenzenden Teilen der Slovakei sei, womit für Trskin die überdies zum Böhmenreich gehörigen Gebiete übrig blieben, nämlich das südliche Schlesien und Kleinpolen. —



derbenbringend. Sie können nicht in die Länder Lukbardiens (Lombardei) reisen, weil die Hitze dort zu gross ist, infolgedessen sie dort umkommen. Gesundheit ist für sie (die Slaven) nur bei solcher Temperatur möglich, bei welcher sich die Mischung der vier Elemente des Körpers im festen Zustande befindet. Wenn sie aber schmilzt und siedet, trocknet der Körper und es erfolgt der Tod.<sup>4)</sup>

XVI. Den Slaven sind zwei Krankheiten gemeinsam; kaum wird sich jemand finden, der von ihnen frei wäre. Das sind zweierlei Anschwellungen: die Rose (Ausschlag) und Geschwüre.<sup>5)</sup> Sie enthalten sich des Verzehens von jungen Hühnern, weil diese, wie sie behaupten, den Ausschlag verschlimmern, aber sie essen Rindfleisch und Gänse, und das bekommt ihnen gut. Sie tragen weite Kleider, nur dass ihre Ärmel unten eng sind. — Ihre Könige halten ihre Frauen eingeschlossen und sind sehr eifersüchtig. Manchmal hat ein Mann zwanzig und mehr Frauen.

XVII. Ihre Obstbäume sind grösstenteils Apfel-, Birn- und Pflaumenbäume. Es ist bei ihnen ein merkwürdiger Vogel, welcher oben dunkelgrün ist und alle Laute des Menschen und der Tiere nachahmt, welche er hört; bisweilen gelingt es ihnen ihn zu fangen und er wird für die Jagd benützt; er heisst auf slavisch „sba“.<sup>6)</sup> Dann gibt es bei ihnen ein Waldhuhn, welches auf slavisch „tetra“ heisst. Es hat schmackhaftes Fleisch und sein Geschrei ertönt von den Wipfeln der Bäume auf einen Parasang und mehr Entfernung. Es sind ihrer zwei Arten: schwarze<sup>7)</sup> und bunfarbige,<sup>8)</sup> schöner als Pfauen.

XVIII. Die Slaven haben verschiedene Saiten- und Blasinstrumente. Eines der letzteren ist länger als zwei Ellen und eines der

<sup>4)</sup> Der Schlussabschnitt sticht so sehr ab von dem sonst nüchternen und streng sachlichen Charakter des Ibn-Jakubschen Berichtes, dass, wie Westberg ganz richtig meint, dieser Abschnitt eingeschoben sein dürfte. Auch ist der Inhalt selbst nicht nur phantastisch, sondern geradezu unwahr, denn dass man z. B. in den kalten Zonen jährlich zweimal sät und zweimal erntet, dagegen spricht gerade die Kälte. Desgleichen ist es absurd zu behaupten, dass der Slave stirbt, wenn er in wärmere Gegenden kommt, da dies nur bei ganz besonderen Voraussetzungen zutreffen kann.

<sup>5)</sup> Baron Rosen hatte »homra« mit »Rose« übersetzt, de Goeje folgte ihm aber nur bedingt und sagt, es könnte Ausschlag, vielleicht Masern oder Scharlach bedeuten. Und wirklich werden in Spanien heute noch die Masern mit »fombra« benannt.

<sup>6)</sup> Die Bezeichnung »spak« für den Star wird bei den Slaven wohl existiert haben, da dieser Vogel im Polnischen und Kleinrussischen »szpak«, im Böhmischen »špaček« (diminutif) heisst. — Möglicherweise ist darunter auch der Spottvogel gemeint, den die Slovenen »spak« nennen, und entspricht dieser gleichfalls der obigen Schilderung.

<sup>7)</sup> Auerhahn.

<sup>8)</sup> Gold- und Silberfasan?!



Saiteninstrumente hat acht Saiten; dessen Innenseite ist flach, nicht gebogen. Ihre Weine und berausenden Getränke werden aus Honig bereitet.<sup>9)</sup>

\*

## NACHWORT.

Hiermit endigt der Bericht, welchen der jüdische Handelsmann Ibrahim Ibn-Jakub über die Reise in die slavischen Lande vor 950 Jahren verfasste. Ruhig, sachlich und objektiv gehalten, machen seine Aufzeichnungen überall den Eindruck der Wahrhaftigkeit. Nach allem zu urteilen war er ein vielgereister Mann, welchen zum Besuche so zahlreicher Länder wohl ausschliesslich Handelsinteressen bewogen haben dürften. Überall berichtet er über die Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbefleisses; er gibt die Ausfuhrartikel an, mitunter bei Anführung der Warenpreise. Neben den teuren Pelzwaren aus den nordischen Gebieten waren damals die Sklaven aus den Ländern der Elbeslaven, aber auch aus anderen Ländern, der kostbarste Ausfuhrartikel nach den Küstengebieten des Mittelländischen Meeres und dessen Hinterländern. Dieser Handel lag fast ausschliesslich in den Händen der Juden, welche schon zu jener Zeit durch ausgebreitete Sprachkenntnisse sich hervortaten und aus diesem Grunde geeigneter waren zum Besuche entfernter Länder und zur Anknüpfung von Handelsverbindungen, als die Araber. Die Handelsreisen der Juden waren zudem erfolgreicher, weil sich in allen Handelszentren wohlhabende jüdische Kolonien befanden, die reisenden Israeliten somit bei den Glaubensgenossen nicht nur Unterkunft, sondern auch wertvolle Auskünfte bekamen. Insbesondere in Prag, wo sich Ibn-Jakub am längsten aufhielt, wird er bei der dortigen grossen und reichen Judengemeinde gastliche Aufnahme gefunden haben. Die den Verkehr zwischen der christlichen und mohammedanischen Welt vermittelnden jüdischen Kaufleute hiessen Radaniten, und denselben dürfte auch Ibn-Jakub seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse wegen zuzuzählen sein. Ausser der hebräischen, und vermutlich auch der griechischen, war er gewiss auch der damals ebenso verbreiteten romanischen Sprache kundig. Die letztere gebrauchte er bei dem Empfange durch Kaiser Otto den Grossen in Magdeburg, der, wie Widukind ausdrücklich hervorhebt, die romanische Sprache beherrschte, was begreiflich ist, weil Otto der Grosse eine Italienerin zur Gemahlin und überdies sonst Gelegenheit hatte, durch jahrelangen Aufenthalt in Italien sich die Sprache dieses Landes anzueignen.

<sup>9)</sup> Diesen Absatz hat Al-Bekri dem Ibn-Rosteh entlehnt; er stimmt wörtlich überein mit dessen Mitteilung auf Seite 95.



Ibn-Jakub rühmt die Sprachkenntnisse der in Magdeburg eingetroffenen bulgarischen Gesandtschaft, was übrigens nicht Wunder nehmen kann, da zu einer in fremde Länder reisenden Gesandtschaft ausser den Dolmetschen überhaupt sprachkundige Mitglieder gewählt werden. Dass Ibn-Jakub der slavischen Sprache mächtig war, ist wohl selbsterverständlich. Bei seiner weiten Reise auf dem europäischen Festlande vom Adriatischen zum Baltischen Meere, also durch fast ausschliesslich slavische Länder, dann bei seinem Aufenthalte und kaufmännischen Verkehre in Prag, wo, seiner Angabe nach, Slaven aus allen Weltgegenden mit Waren sich einfanden, war die Kenntnis der slavischen Sprache unerlässlich. In seiner Eigenschaft als Kaufmann hatte er übrigens schon in seinem Geburtslande Nordafrika, dann in dem nahen Sizilien Gelegenheit gehabt, mit Slaven zu verkehren, da sich hier wie dort slavische Kolonien gebildet hatten.<sup>10)</sup> Kulturhistorisch und linguistisch von besonderem Werte ist Ibn-Jakubs Bericht deshalb, weil er, der vielgereiste Kaufmann, der mit Slaven aus aller Herren Länder in persönlichen Verkehr trat, in seinen Aufzeichnungen immer nur von der „slavischen Sprache“ und niemals von deren Differenzierung in verschiedene Idiome Erwähnung tut. Hieraus kann mit vollem Rechte der Schluss gezogen werden, dass damals, — vor 1000 Jahren —, die slavischen Stämme in der Verkehrssprache noch kaum wesentlich abweichende Dialekte kannten. Ibn-Jakub, der ausgezeichnete Kenntnisse der Slavenländer besass, mit Slaven kaufmännisch verkehrte und genau berichtete, hätte über fühlbare Dialektunterschiede gewiss Mitteilung gemacht. Bei den Preussen, einem litauischen Volke, hebt er ausdrücklich hervor, dass deren Sprache ihren Nachbarn, den Slaven, unverständlich sei.

Nächst Prag hatte sich Ibn-Jakub am längsten in der bedeutenden Handelsstadt Magdeburg aufgehalten u. zw. zweimal, nämlich auf der Durchreise von Prag zu den Elbeslaven, und dann bei der Rückkehr von diesen nach Prag. Magdeburg, das ehemalige Devin, am Elbestrom gelegen, zunächst ein Beobachtungsposten, später ein befestigter Verteidigungspunkt, blieb bis in die neueste Zeit ein starker und strategisch wichtiger Waffenplatz.<sup>11)</sup> Zur Zeit von Ibn-Jakubs Reise war der wertvolle Besitz bereits in deutschen Händen und durch Editha, die Gemahlin Otto des Grossen, eben neu erbaut, da es im Jahre 924 von den Magyaren zerstört und dann wieder zu kommer-

<sup>10)</sup> Siehe den Bericht des arabischen Schriftstellers Ibn-Haukal über die Slaven in Palermo und Nordafrika. (Seite 20—21.)

<sup>11)</sup> In der neueren Kriegsgeschichte spielt Magdeburg eine bekannte Rolle durch die i. J. 1806 erfolgte unruhliche Uebergabe dieser starken Festung seitens des preussischen General Kleist an die Franzosen.



zieller Bedeutung emporgewachsen war, wo die nach den Slavenländern reisenden Kaufleute, also auch die *judaei mercatores*, zahlreich sich einfanden. Otto der Grosse hatte die Bedeutung Magdeburgs sehr wohl erkannt und für dessen Hebung sehr viel getan; er gründete hier das Mauriz-Kloster, dem er unter anderem fünfzehn slavische Familien schenkte und bereicherte es fortwährend mit neuen Gütern, da er Magdeburg als Sitz des künftigen Erzbistums erkoren hatte.<sup>12)</sup> Mit Vorliebe besuchte der Kaiser diese Stadt und hier war es auch, wo er im Jahre 965 die bulgarische Gesandtschaft und den auf der Durchreise begriffenen Juden Ibn-Jakub empfing und ihm unter anderem die Mitteilung über den Staat der Weiber machte. Der Kaiser dürfte den reisenden Kaufmann wohl deshalb zu sich zitiert haben, um Auskünfte über fremde Länder zu erhalten. Der Aufenthalt Otto des Grossen in Magdeburg im Jahre 965 ist dadurch erwiesen, dass in der Zeit vom 26. Juni bis 9. Juli 965 zu Magdeburg datierte Kaiserurkunden vorliegen.

Betreffs der Etymologie von Magdeburg hat sich eine Nichtübereinstimmung bei den Orientalisten ergeben, indem von einigen dieser Stadtname in dem schwer zu enträtselnden arabischen Texte mit *Merseburg* übersetzt wurde. Demzufolge liessen sie alle früher geschilderten Ereignisse in diesem Orte abspielen, d. i. sowohl den Aufenthalt Ibn-Jakubs, als auch seinen und der bulgarischen Gesandtschaft Empfang durch Kaiser Otto I. Der erste Teil des Wortes lautet im Texte *mazn, mezn*,<sup>13)</sup> demzufolge de Goeje *Marzbrg*, *Merzeburg* übersetzte, welcher Konjektur Baron Rosen beipflichtete; Westberg liest jedoch im Texte „*Madibrg*“ und entscheidet sich für Magdeburg, gibt aber auch die Möglichkeit zu, dass dieses Wort „*Mezibrg*“ lauten könnte, ohne daraus weitere Folgerungen zu ziehen. Aber gerade diese letztere Auslegung lässt direkt auf Magdeburg schliessen und man braucht hiezu nicht den Umweg über *Madibrg* zu machen. Bei Magdeburg teilt sich die Elbe in zwei gleich mächtige Arme, die alte Elbe und die Strom-Elbe, eine 4000 Meter lange und 1000 Meter breite Insel einschliessend, vorzüglich geschaffen zu einer widerstandsfähigen Befestigungsanlage. Es befindet sich dort heutzutage die Zitadelle der von 13 Forts umgebenen preussischen Lagerfestung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass be-

<sup>13)</sup> *mazn, mezn*. Für die kurzen Vokale gibt es in der arabischen Schrift nur drei Zeichen (für a, i und u mit ihren Nüanzen) und auch diese werden nur in gelehrten Werken geschrieben, sonst ausgelassen; a und e werden mit demselben Schriftzeichen ausgedrückt.

<sup>12)</sup> Für die Deutschen besass Magdeburg hohen Wert als Ausfallstor gegen die Elbeslaven.



reits die Slaven diese vorzüglich geeignete Örtlichkeit für Sicherungszwecke ausnützten, dort ihr Devin anlegten und befestigten und zum Unterschiede von anderen Sicherungsposten Devin Mzibrg, kurz Mezibrg nannten, was im Slavischen zwischen beiden Ufern liegend bedeutet, eine Benennung, welche der Örtlichkeit angepasst ist. Durch die deutsche Übersetzung von Devin (deva, Magd, Mädchen) in Verbindung mit „brg“, entstand dann „Magdeburg“ (statt „Magdeberg“).

Es entwickelte sich auch ein Widerstreit bezüglich des Jahres, in welchem Ibn-Jakub seine Reise ausführte; doch alle Umstände drängen zur Annahme des Jahres 965, von welchen wir nur folgende anführen wollen: Ibn-Jakub bezeichnet Otto den Grossen als Hula, König der Rum (von Rom). Dieser Titel ward ihm aber erst im Jahre 962 zuteil, nach der Krönung durch den Papst, daher ist dieses Jahr die untere Grenze für die Reisezeit. Nakun, welchen Ibn-Jakub als Fürst der Obotriten namhaft macht, starb anfangs des Jahres 967, womit die obere Grenze fixiert ist. In der zwischen den ermittelten Grenzen fallenden Zeitdauer weilte Otto I. bloss in den Jahren 965 und 966 in Sachsen, ohne dass dessen Anwesenheit in Magdeburg während des Jahres 966 sich nachweisen liesse, während sein Aufenthalt im Jahre 965 in dieser Stadt durch die — wie oben angegeben — dort im Sommer 965 unterfertigten Kaiserurkunden festgestellt ist, womit 965 als Reisejahr zweifellos nachgewiesen ist. Nach dieser Konstatierung ist es auch nicht schwer die Jahreszeit festzustellen, zu welcher Ibn-Jakub sich in Eouropa aufhielt. Da er die Auerhahnbalze kennt, welche in Mitteleuropa von Mitte März bis in den Monat Mai dauert, so wird er die Reise wohl mit Beginn des Frühjahrs, welches in den Mittelmeerländern sehr frühzeitig erscheint, angetreten haben. Nach längerem Aufenthalte in Prag, wo ihm seine zahlreichen und wohlhabenden Glaubensgenossen den Aufenthalt erspriesslich gestalten konnten, und wo er Gelegenheit hatte, die Marktverhältnisse dieser „reichsten Handelsstadt“ kennen zu lernen, traf er zum Sommerbeginn in Magdeburg ein. Nach längerem Verweilen auch in dieser Handelsstadt, wo durch das gleichzeitige Residieren des Kaisers Otto des Grossen und durch das Eintreffen fremdländischer Gesandtschaften ein reges Leben sich entfaltete, setzte er seine Handelsreise fort, um die Länder der Elbeslaven zu besuchen. Es blieb ihm Zeit genug zur Verfügung, um nach der Rückkehr aus diesen Gebieten und nach abermaligem längeren Aufenthalte in Prag und einer Reise nach Polen noch im Herbste den Rückweg in die entfernte Heimat antreten zu können. Bei der Rückständigkeit der damaligen Kommunikationen, namentlich in den Alpen-



ländern, ist es ausgeschlossen, dass Ibn-Jakub die Hin- oder Rückreise zur Winterszeit zurückgelegt hätte. Auch erwähnt er mit keinem Worte etwas von Schnee und Eis und den anderen Erscheinungen des mitteleuropäischen Winters, dessen Naturphänomene auf einen Einwohner Afrikas doch stets mehrweniger tiefen Eindruck machen müssen. Die Reisezeit umfasste also Frühjahr, Sommer und Herbst des Jahres 965. —

In die Heimat rückgekehrt, schrieb Ibrahim Ibn-Jakub das Gesehene und Erlebte nieder und lieferte hiemit für die Beurteilung der slavischen Welt vor etwa 1000 Jahren eine Geschichtsquelle, welche, von einem intelligenten und nicht voreingenommenen Augenzeugen herrührend, ebenso wertvoll als interessant ist, tiefeingewurzelte Vorurteile zerstört und eine unwahre Geschichtsschreibung korrigiert. Seine Ausführungen über lebhaften Handel, die Geldzirkulationsmittel und steinernen Häuser in Prag, über den Bau von Burgen, Überbrückungen von Gewässern und Morästen, über Bodenprodukte, Obstkultur und Erzeugnisse des Gewerbefleißes beweisen, dass die von mancher Seite in der Welt verbreiteten Angaben über die damalige Unkultur der Slavenvölker der Wahrheit durchaus nicht entsprechen. Wenn Ibn-Jakub ausdrücklich hervorhebt, dass in Prag steinerne Wohngebäude vorhanden waren, so geschah dies offenbar aus der Ursache, weil zu damaliger Zeit im allgemeinen primitivere Verhältnisse herrschten, und wenn er im Jahre 965 Prag bereits als „reichste Handelsstadt“ bezeichnet, so bedarf es denn doch, um auf diesen Standpunkt zu gelangen, einer langen Dauer kultureller Entwicklung in Stadt und Land. Dieser Konstatierung gegenüber nehmen sich die Angaben des deutschen Professors Bernhard Gruber seltsam aus. Derselbe schreibt, dass vor dem Jahre 1140 in Böhmen nur kunstlose Holzbauten existierten, dass selbst die Burg und der Prager Dom, welcher bis zum Jahre 1142 zum wiederholten Male abbrannte, bis zu diesem Zeitpunkte aus Holz aufgeführt waren.

Es ist selbstverständlich, dass ein reisender Handelsmann auch den landesüblichen Wertzeichen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Ibn-Jakub berichtet umständlich über die in Prag zu Kaufzwecken verwendeten leinenen Tüchelchen und betont, dass hiefür alle möglichen, auch die kostbarsten Waren erhandelt werden können. Hiemit wird die Angabe Helmolds (Geschichtsschreiber des XII. Jahrhunderts) bestätigt und verständlicher gemacht, welcher in seiner „*Chronica Slavorum*“ erzählt, dass die Slaven in den Ostseeländern leinene Tücher als Zahlungsmittel benützten. Diese altslavischen Wertzeichen können daher als Vorläufer der jetzt in allgemeiner Verwendung befindlichen Bank- und Staatsnoten angesehen werden.



Ibn-Jakub berichtet aber auch sonst über Dinge, die ihm auffielen, weil sie in seiner afrikanischen Heimat unbekannt waren; so spricht er sich z. B. über den Star sehr umständlich aus, welcher Vogel wegen seiner Fähigkeit, Menschenworte nachzusprechen, Lieder nachzupfeifen, wegen seiner Munterkeit und anderen trefflichen Eigenschaften seit jeher beliebt war, wie kaum ein anderer Stubenvogel, und da lässt es sich begreifen, wie Ibn-Jakub zur Bekanntschaft mit dem Star gekommen ist. Auch ein anderer befiederter Inwohner Mitteleuropas, der Auerhahn (in der arabischen Übersetzung „tetra“, russisch „teterev“, böhmisch „teřev“, polnisch „cietrzew“), erregte so sehr seine Aufmerksamkeit, dass er ihn in seinen Reisebericht aufnimmt und ausführlich beschreibt. Da sich dieses Waldhuhn am liebsten in mit Laubholz gemischten Fichtenwäldern aufhält, so dürfte es Ibn-Jakub während seiner Reisewanderungen durch die damals sehr ausgedehnten Waldungen beobachtet haben und zwar im Frühjahr zur Balzzeit, daher auch der von ihm angeführte Vergleich mit dem Pfau zureffend ist.

Für einen Reisenden aus den heissen Himmelsstrichen, die Mangel an Regen haben, mussten die klimatischen Verhältnisse der „Länder des Nordens“, wie sie Ibn-Jakub nennt, sich sehr fühlbar machen und besonders unangenehm werden in den regenreichen Gebieten der Ostalpen, welche er bei der Hin- wie Rückreise im Frühjahr und im Herbst durchquerte. Er verzeichnet auch die Feuchtigkeit des Bodens und die grosse Kälte der besuchten Länder, mit der Bemerkung, dass in allen Ländern des Nordens Hungersnot nicht Folge des ausbleibenden Regens und anhaltender Dürre ist, sondern des Überflusses an Regen und andauernder Nässe. Andererseits schildert er die Wirkungen der hohen Temperatur in der lombardischen Tiefebene, indem er diesbezüglich sagt: „Und die Slaven können nicht in das longobardische Gebiet reisen wegen der Hitze, die für die Slaven verderbenbringend ist.“ In diesen Worten mögen sich persönliche und seiner Glaubensgenossen Erfahrungen widerspiegeln, welche sie sich als Karawanenführer nordischer Sklaven erworben hatten. Diese Sklaven, zusammengekoppelt und mit eingekauften Waren schwer belastet, mussten die unwegsamen Alpen überschreiten und in der Poebene angelangt, mögen sie wohl mehr vor Enkräftung, als infolge grosser Hitze zusammengebrochen sein. Dieser Passus scheint die Eigenschaft Ibn-Jakubs als Sklavenhändler zu bestätigen, sowie auch, dass sein Bericht für jene Glaubensgenossen geschrieben war, welche mit gleicher Ware handelten.

Die Wehrverhältnisse der slavischen Reiche — weil ausserhalb des Reisezweckes gelegen — werden von Ibn-Jakub nur gelegentlich



berührt, doch sind einige Angaben nicht ohne Interesse. So erwähnt er z. B. vom Lande der Obotriten, dass die Leute Nakuns mit Harnischen, Helmen und Schwertern gut ausgerüstet sind und über viele Pferde verfügen, dass feindliche Heere in das mit vielen Morästen bedeckte Land nur mit Schwierigkeit eindringen können und dass die Festung Azzan eine grosse Stärke besitzt. Bei Meškos Reich wird von einer ständig aufgestellten, also disziplinierten Truppe Kunde gegeben, für welche, inbegriffen die Familien, der Herrscher väterlich sorgte. Die Bedeutung dieser stehenden, der Kriegszucht unterworfenen und gut eingeübten Wehrmacht musste sehr hoch eingeschätzt werden, wenn behauptet wird, dass einhundert derselben an kriegerischem Wert zehnhundert anderer Bewaffneten gleichkommt. Die in Prag erzeugten Sättel, Zäume und Lederschilder werden wohl vornehmlich für die kriegerische Ausrüstung der zum Waffendienst einberufenen Bewohner des Landes bestimmt gewesen sein; ganz korrekt beschreibt er auch den Bau von Befestigungen.

Ibn-Jakub hat für seine Aufzeichnungen sich wahrscheinlich der hebräischen Sprache bedient, denn sie waren zunächst für seine reisenden Glaubensgenossen bestimmt. Die Juden des vorigen Jahrtausends und auch noch mehrere Jahrhunderte nachher verständigten sich unter einander in dem ihnen zuständigen hebräischen Idiom, indes sie sich jetzt im grössten Teile von Europa — ohne Rücksicht auf die Nationalität der Landesbewohner — im gegenseitigen Verkehre der deutschen Sprache bedienen. Zudem finden sich im Texte einzelne hebräische Wörter, so z. B. ist ein solches der Name Azzan für Nakuns Burg im Obotritenlande. Als unslavische Benennung in einem ganz slavischen Lande fand es die Erklärung, dass es im Hebräischen „gross“ bedeutet. Der Übersetzer in die arabische Sprache fügte diese Bedeutung dem Worte Azzan bei, indem er (Absatz III des Reiseberichtes) sagt: Von der Brücke bis zur Festung (oder Burg) des Nakun sind etwa 40 Meilen, sie heisst Azzan und bedeutet die „grosse Burg“.

Abraham Ibn-Jakubs Reisebericht ist der Nachwelt nicht im Originale zugekommen, sondern in der durch Al-Bekri († 1094) veröffentlichten arabischen Übersetzung, die aber auch erst im vorigen Jahrhunderte in der Bibliothek der Nur-i-Osmanie-Moschee zu Konstantinopel aufgefunden worden war. —



T. Szymonovicz :

## Das alte Bardentum bei den Polen und Ruthenen.

Es ist eine vielbekannte Tatsache, dass die Freude an dem Volksgesange bei den Slaven in den letzten Dezennien auffällig zurückgegangen ist, und dies umso intensiver, je höhere Wogen die politischen Leidenschaften geworfen.

Bei den Serben und Bulgaren ist vielleicht durch den Befreiungskrieg so manches wieder aufgefrischt worden; es ist erfreulich, den Slovenen wie auch Slovaken in Gesellschaft noch immer leicht zum Singen zu bereden; doch die frühere heitere, gesellig gehobene Stimmung und namentlich eine schöpferische Tätigkeit ist nicht mehr so leicht zu finden, wie ehemals. Am schlimmsten steht es heute in Böhmen, wo das ganze öffentliche wie private Leben durch ein Duzend krankhaft ehrgeiziger Demagogen derart zerfetzt und vergiftet ward, dass der gesellige Verkehr ein äusserst vorsichtiger und zurückhaltender wurde, und was da noch gruppenweise behandelt wird, ist fast ausschliesslich nur politischer Quatsch und Tratsch. Eine freie, erhebende Stimmung ist schwer mehr loszulösen, daher auch der Gesang nicht mehr auf seine Rechnung kommen kann; von origineller Produktivität ist schon gar keine Rede mehr, selbst die böhmischen Theater, oder richtiger das Publikum, ziehen es vor französische oder deutsche Stücke anzuhören, statt den herrlichen Melodien heimischer Kunst begeistert zu lauschen. Das einst so lieder- und musikkundige, nebstbei so natürlich heitere Volk der Böhmen hat im verwichenen Vierteljahrhunderte auf diese Art vollkommen seine frühere Charakteristik eingebüsst. — Nicht viel besser steht es bei den Polen, wo sich seit jeher das ganze Volksleben ausschliesslich durch Kleinlichkeiten zersplittert. Etwas günstiger stehen vielleicht die Verhältnisse noch bei den Russen und Ruthenen.

Es ist heute sehr am Platze in dieser Hinsicht mit dem Einst Vergleiche anzustellen, weil sich die Unterschiede schon sehr abheben. Wir folgen hier teilweise dem historischen Gemälde, das K. Wójcicki im Jahre 1843 in Jordans „Slavischen Jahrbüchern“ über die Barden bei den Polen und Ruthenen darstellte, obschon es auch bereits zu jener Zeit mit dem Singen und Sagen in der Volkspoesie sehr misslich stand. Schon Alexander Chodźko musste bekennen, dass „jene polnischen Sänger und Guslaspieler, die mit den benachbarten Druiden weiteiferten, wer die Seinen am nachdrücklichsten zur





Schlacht anfeuere oder sie am besten beim Mahle ergötzen kann, ausgestorben sind. Ihre Lieder sind verstummt, ja längst aus dem Gedächtnis der Enkel entschwunden, und ihre Harfe verwittert in Vergessenheit.“ —

Freilich hat auch der Zeitgeist und der soziale Fortschritt mit so mancher Gewohnheit rücksichtslos aufgeräumt, die einst sozusagen überall ein selbstverständliches Asyl fand. Ein vagabundierender Dudelsackpfeifer oder dichtender Sänger auf der Walze findet heute mit all seiner „Kunst“ bei der Polizei oder Gendarmerie kein duldsames Verständnis mehr; im engen Kreise des Dorfes findet sich aber wenig Gelegenheit zu poetischen Inspirationen oder bezahlten Improvisationen.

Wójcicki schreibt, dass schon damals (um das Jahr 1816) die alten Lieder, diese Denkmäler entschwundener Jahre, immer weiter in Vergessenheit gerieten; lediglich im Munde der Landleute erhielt sich ein schwacher Wiederhall dunkler geschichtlicher Erinnerungen, als des spezifisch slavischen Charakters, Wesens und Geistes.

Selten sah man damals schon die „kobza“ (Leier mit 3 Saiten), nur selten begegnete man noch einem erwerbsmässig umherziehenden „dudarz“ (Dudelsackpfeifer, „duda“ = Sackpfeife), und dennoch gab es deren unter Stephan Batory eine solche Menge, dass der Reichstag von 1578 verordnete, von jedem „dudarz“ eine Jahresabgabe von 24 damaligen Groschen zu erheben. — Der Dudelsack und die Leier widerhallten auf den Burgen der „pany“ (des hohen Adels) und den Höfen der „szlachta“ (die Edelleute, niederer Adel); selbst der Ritter, wenn er mit bestäubter Rüstung aus dem Felde heimkehrte, schämte sich durchaus nicht, auf der „kobza, duda“ oder „bandura“ (kleinrussische Laute) zu spielen. Als der berühmte Held Fürst Samuel Korecki, genannt „der türkische Donnergott“, nach einer unglücklich ausgefallenen Schlacht in türkische Gefangenschaft geriet, spielte er fleissig auf der „kobza“ und tröstete so seine unglücklichen Gefährten.

Die „kobza“, bisweilen auch „koza“ oder „duda“ genannt, war vornehmlich in den Gegenden der oberen Weichsel, die Leier und „bandura“ hingegen mehr bei den Ruthenen im Gebrauche. An Spielern auf solchen Instrumenten gab es eine ausserordentliche Menge; viele waren in Städten und Dörfern ansässig, viele wanderten jedoch ständig umher und durchzogen spielend und singend Dörfer, Schlösser und Gehöfte. Manche brachten es sogar bis zu einer gewissen Virtuosität; so war z. B. im Dorfe Czortowice (zwischen dem Dnjestr und Prut) ein russischer Bauer allgemein bekannt, der mit seinem



Spiele, seinen Liedern und Tänzen die Edelleute im weiten Umkreise ganz besonders zu entusiasmieren verstand.

Bei den Polen wie Ruthenen gab es aber auch noch einen besonderen Stand an Volkssängern, die je nach dem lokalen Sprachgebrauche als „lirniki, kobzari, spiewacy“, im Litauischen im Besonderen als „vajdeloci“ benannt wurden. Es waren dies zumeist blinde Männer, jedoch nicht von Natur Blinde oder Erblindete, sondern solche, die sich gewöhnlich selbst blendeten oder aber von ihren Eltern zu diesem Zwecke geblendet wurden, denn das Gewerbe der Sänger und Guslspieler setzte das körperliche Gebrechen der Blindheit sowohl bei den Süd- wie Nordslaven geradezu voraus. Es handelte sich dabei wohl in erster Linie nicht so sehr darum, auf diese Art ein erhöhtes Mitleid zu erwecken, sondern durch die Blendung wuchs die hiezu notwendige Gedächtnisschärfe, weil die äusseren Eindrücke die Psyche des Blinden nicht mehr wesentlich beeinflussen. Es ist ja sonst nahezu undenkbar, dass sich ein solcher Sänger ein derart fabelhaftes Liedgedächtnis aneignen könnte, wie es z. B. der Bosnier Palko Vojniković war, der 86.000 Verse epischer Volksdichtungen frei zu rezitieren vermochte.

Rührend war der nicht selten sich darbietende Anblick eines solchen blinden Greises, wenn er, den Quersack über die Schulter, auf seinen jugendlichen Sohn oder Enkel gestützt, durch Dörfer und Gehöfte dahinwanderte. Der Greis setzte sich nieder und spielte entweder selbst auf der Leier, oder es dreht der Junge die Wirbel als Begleitung zum Gesange des Alten, je nachdem ein andächtiges oder ein weltliches Lied oder aber eine trauervolle „duma“ (elegisches Gedicht) angestimmt werden soll. Allein der echte Sänger beginnt weder eine triste „duma“ noch eine lustige „kołomyjka“, ehe er nicht das Lied vom hl. Nikolaus gesungen, das immer nahezu den gleichen Worlauf hatte: „Keinen grösseren Beschützer gibt es auf Erden, als den hl. Nikolaus; auf ihn ruht alle unsere Hilfe, all unser Verstand; er rettet den Gefangenen, die Waise, die Witwe. Hast du gesündigt und betest zu ihm, so führt er dich auf den Weg der Wahrheit, verjagt von dir die reissenden Wölfe und verscheucht des Teufels Hinterlist. Hort der Waisen, Pfleger der Armen! — Um was du ihn auch bittest, in allem hilft er dir; und wenn der Tag des schrecklichen Gerichtes naht, so ist er der Schutz und Schirm der Sünder.“ — Erst dann folgen, je nach Wunsch und Situation, andere Lieder.

So ziehen die beiden von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof; der Blinde füllt allmählich seinen Quersack mit Lebensmitteln und seine Taschen mit Geld, und kehrt dann vergnügt zu seiner Hütte zurück,



um in sorgloser Genügsamkeit das eben Erworbene zu verzehren. Dass er indes sinnen musste beim neuen Rundgange auch wieder neue Lieder zu bringen, ist wohl naheliegend; diese behagliche Zeit wurde daher wenigstens für die poetische „Arbeit“ verwertet.

Man möchte nun glauben, ein solcher Mann sei dabei der Ärmste unter den seinen. Mit nichten. Gewöhnlich gehörte dieser „panienko“ (Herrchen) oder „did“, wie man sie bei den Ruthenen gewöhnlich bezeichnete, zu den reichsten Leuten der allerdings recht armen Umgebung. Im ganzen Dorfe gibt es keine reichere Stube, als die seinige; kein Mädchen kleidet sich so gut, wie die Tochter des „panienko“, und er selbst steht gross da in Ansehen und Achtung bei allen Bewohnern eines gewissen Umkreises. Was Wunder, dass der in solcher Sorglosigkeit lebende Vater seinen eigenen Enkel blendet, damit sich das ehrwürdige Geschlecht des „did“ (Grossvaters) und das stolze Metier des Dorfbardentums in der Familie weiter erhalte, denn der „panienko“ weiss keine höhere Ehre, als auf viele Generationen seines Stammes als Liedersänger hinweisen zu können.

So roh und herzlos nun uns Modernen die vorsätzliche Blendung eines Menschen erscheinen mag, der ideale Grundgedanke dabei verleiht der barbarischen Sitte nach allem doch eine gewisse Abolition. Aus einem Hexenprozesse um das Jahr 1550 in Krakau geht sogar hervor, dass die Blendung zu dem Zwecke, um mühelos sein Leben zu fristen, eine Art „Gefälligkeit“ war, denn in einem Dialoge, der später dichterisch gefasst wurde, gesteht die Hexe offen ein:

*„Was anderes führte ich einstmals noch aus:  
Einem Vetter, gar alt, stach die Augen ich aus;  
Doch ein Unglück für ihn war das nimmermehr;  
Jedweder gab, wenn er so zog einher  
In seiner Blindheit und Dürftigkeit  
Ein Hellerlein gern ihm und schnell bereit.“*

Zeigte sich einmal ein Dudelsackpfeifer im Dorfe, so lief das Volk in Haufen zusammen. Er redete es nun gewöhnlich mit folgenden Worten an: „Habt ihr, gute Leutchen, schon die neueste Neuigkeit gehört?“, was natürlich immer verneint wurde. Sang er nun etwas Historisches, oder behandelte er ein Thema der vaterländischen Sage, so leitete er dies ähnlich ein, wie es auch in zwei Dichtungen der Königinhofer Handschrift und im Igor-Liede geschieht: er bezeichnete im allgemeinen kurz den Stoff, und erweckte Interesse, indem er bat, gut achzugeben. Ebenso wurde oft am Schlusse noch eine kurze pädagogische Phrase angefügt.



Der polnische Adel, der in früherer Zeit mit treuer Liebe am Vaterländischen hing, hielt die heimische Musik in hohen Ehren. Die Edelleute verstanden selbst auf der „kobza“ zu spielen und hielten sich auf ihren Burgen oder Höfen sogar ständige Dudelsack- oder Banduraspieler, die eine Art Pagen waren und als „kozaczek“ benannt wurden; am längsten hielten die ruthenischen Edlen daran. — Wenn sich ein Adeliger zum Gastmahle begab, so ging immer ein zu seinem Hofe gehöriger Musikant voraus, der auf der „kobza“ spielte. Der treffliche Maler Orłowski malte das ausgezeichnete Bild, das zwei polnische Edelleute, von einem Gelage heimkehrend, darstellte; sie gehen lustig, mit geröteten Gesichtern, einher und schlagen mit ihren Säbeln planlos herum; hinter ihnen taumeln trunkene Diener; dem ganzen Zuge hüpfert aber ein fröhlicher Bandurist voraus, der sowohl spielt als singt.

Sänger und Spieler nahmen im Leben hoher Personen oft eine wichtige Rolle ein. So tröstete den königlichen Prinzen Jan Kazimierz, der in Frankreich gefangen gehalten wurde, in seinem Missgeschicke am nachdrücklichsten ein Banduraspieler. Christophor Zborowski verwendete sogar seinen Leibbanduristen Wojtaszek zu wichtigen Missionen; derselbe gab dann in der Folge dessen Briefe heraus und deckte zugleich die Verbindungen seines Herrn mit den Feinden des Vaterlandes auf:

Dass Gesang und Spiel seinen Mann reichlich nährte, ersieht man daraus, dass der Edelmann in Polen, wenn er infolge Verschwendung zugrundeging, auf die Frage, was er jetzt machen werde, kurzerhand sagte: „Ich werde jetzt auf der „kobza“ oder Laute spielen und mich davon nähren.“ —

Freilich wechselte auch mit der Zeit die Bevorzugung dieses oder jenes Instrumentes; es herrschte auch hier eine Art Mode. Einige Zeit hindurch war besonders der Dudelsack beliebt. Ein Scherzgedicht erzählt z. B. von einem Edelmann, der nach keinem anderen Instrumente tanzen konnte, daher bei der eigenen Hochzeit verlacht wurde. Dasselbe lautet:

*Ziemianin się ożenił, nasz prostak u dwora,  
Nie umiał tańcować bez dudy potwora:  
Pannę mu wywiedziono, pięć piszczków zagrato,  
Chłopisko jako wryte, pośród izby stało.*

*„By mi jechać do domu, ja nie pojędę tego,  
A co ja wiem, jako z nich mam słuchać którego!“ —  
Aż mu potem gdzieś chłopca z dudami nabyli  
Ledwo pana naszego w tanek wyprawili.<sup>1)</sup> —*

<sup>1)</sup> Unser Sempel, der Landjunker, heiratete nach einem Hofe (zu einem



Im XVI. Jahrhunderte war besonders der masowische Dudelsack beliebt. Unter den Dudelsackbläsern gab es sogar eine Art Virtuosen, die besonders dadurch weitbekannt wurden, dass sie auf ihrem Instrumente die Wallfahrer begleiteten und in der Kirche fromme Lieder spielten. Im Alter pflegten sie das Instrument dann vor ein Heiligenbild in der Kirche zu hängen, denn z. B. Kaspar Miaskowski rief im Jahre 1622 seinem Schwager offen: „Nagle du deinen Dudelsack wo neben der hl. Gertrude an; aber mit ihm zugleich auch alle Geigen und Tänze, und deine Verfolgungen des schönen Geschlechtes usw.“ —

Aber schon gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts wurde der Dudelsack weniger geachtet; es verdrängte ihn die „kobza“. Doch auch diese musste im XVII. Jahrhunderte wieder der serbischen Geige („gusla“) und dem Zimbal zum Teile weichen, denn die Vorliebe für das Ausländische gewann immer mehr an Boden. Die Hauptursache des Verfalles war die zur Mode gewordene italienische Musik, das Überhandnehmen ausländischer Musiker und dabei selbstredend das automatische Zurückdrängen der bodenständigen Instrumente durch die vollkommeneren ausländischen. Und doch verdanken wir gerade diesen Dudelsack-, „kobza“- , „bandura“- , „gusla“- und Leierspielern die Überlieferung unserer ältesten, schönsten und originellsten Lieder, an denen die slavischen Völker, wenn auch gewiss ein grosser Teil für ewig verloren gegangen ist, noch immer so überreich sind, wie kein anderes Volk der Welt. Diese Sänger und Spieler waren die wirklichen Repräsentanten und Träger der Tradition des altslavischen Liedes und der melodiosen Volksmusik in jener Zeit, als an das Verbuchen derselben noch niemand dachte, da sie zu allgemein bekannt waren, denn in ihnen lebte, wie das ruthenische Lied vom alten Widort sagt, weiter fort die alte Zeit:

*„Stari zamki evo znajut,  
Vin bil davnih ućil vas;  
V evo pishjah otživajut  
Zmerlij lita, zmerlij čas.“ — 2)*

grösseren Edelmannen), doch der Töpel konnte ohne Dudelsack nicht tanzen. Man führt ihm die Braut vor, fünf Pfeifer spielen auf; das Bürschchen sitzt aber, wie angewurzelt, mitten in der Stube. — »Und sollt ich auch so nach Hause ziehen, so tanze ich nicht, denn wie soll ich wissen, auf welchen (von den fünf) ich hören soll!« Erst als man einen Dudelsackpfeifer auftrieb, da brachte man unser Herrlein endlich zum Tanzen. —

2) »Die alten Schlösser kennen ihn,  
die alten Taten lehrt er euch,  
in seinen Liedern leben auch  
die toten Jahre, die tote Zeit.«



J. Ružička:

## Kulturbilder aus altslavischer Zeit.

### II. Belege aus der Königinhofer Handschrift.

(Schluss.)

In der Königinhofer Handschrift klagt Záboj:

*„Otčik zajide k otcem,  
ostavi v dědině dietky svoje i svoje l'ubice . . .“<sup>1)</sup>*

Dass unter den heidnischen Slaven, namentlich bei den sozial hochstehenden Personen derselben, die Vielweiberei ziemlich allgemein war, ist durch die Chronisten genügend erwiesen. So erzählt Nestor, der russische Fürst Vladimir, mit dem Epitheton: „schöne Sonne“, hatte Kinder mit den verschiedensten Fürstentöchtern, und besass Hunderte von „Liebchen“ in Višegrad (Kiev), Bjelograd, Brest usw. — Herbot (um 1200) erzählt, dass sich der pommersche Herzog Vartislav vom Bischof Otto von Bamberg taufen liess, und bei dieser Gelegenheit „angesichts des Volkes feierlich 24 Beischläferinnen abschwören musste, die er der Landessitte gemäss noch zu seiner Gemahlin genommen hatte.“ — Überdies hatte doch Karl d. G. (768—814), wie Eginhard erzählt, als „römischer Kaiser“ ausser sieben Frauen noch eine Menge „Kebsen“. Es gehörte daher sozusagen zum guten Tone und zur Darlegung der hohen gesellschaftlichen Stellung, mehrere Frauen oder Nebenfrauen zu besitzen. Dass aber dies bei den Ärmeren nicht der Fall war, ist naheliegend, da der Kostenstandpunkt dies von selbst diktierte, analog wie auch der arme Moslim auch nur eine Frau hat.

Weiter heisst es in derselben Dichtung:

*„I jedinú družu nám iměti  
po púti všiej z vesny po moranu.“<sup>2)</sup>*

In jener Zeit, es muss dies im VII. und VIII. Jahrhunderte gewesen sein, als gewaltsame Christianisierungsversuche von Passau aus in Böhmen versucht wurden, sollte demnach die Monogamie eingeführt werden, wogegen sich die Böhmen eben mit Waffengewalt wehrien, denn es bedeutete dies eine radikale Neuerung. Die Sitte und Moral der alten Slaven sah daher darin, mehrere „Genossinnen“

<sup>1)</sup> »Der Vater ging zu den Vätern ein,  
hinterliess im Lande Kinder und Liebchen . . .«

<sup>2)</sup> »Nur eine einz'ge Genossin sollen wir mehr haben  
auf dem ganzen Wege von der Jugend bis zum Grabe.«



zu haben, etwas Selbstverständliches, Normales. So erzählt Fredegar, dass König Samo, nach Art der heidnischen Fürsten, 12 Frauen hatte. Ebenso weiss Nestor, dass es bei verschiedenen russischen Völkerschaften keine Eheschliessung im heutigen Sinne gab; sie hatten 2—3 Frauen, und holten sich solche anlässlich von Festen und geselligen Vereinigungen. Und der christliche böhmische Fürst Oldřich nahm sich Božena zur Frau, ohne dass dabei weiter eine Sprache wäre, ob und wie die erste Ehe gelöst wurde.

Beachtenswert ist hiebei auch die bildliche Anwendung der Begriffe „vesna“ und „morana“. Den Slaven gilt „vesna“ allgemein als Frühling, d. i. als Personifikation der jährlich neu erwachenden Natur. Die volkstümlichen Vorstellungen gehen meist dahin, dass die „vesna“ mit den Wandervögeln zugleich eintreffe; ein russisches Lied sagt:

„Žavoronki priletite,  
 krasnu Vesnu prinosite . . .“ oder:  
 „Priletěl kulik iz zamorja  
 priněš Vesnu iz nevolja . . .“<sup>3)</sup>

Die Slovaken nennen den Frühling auch „prvesnja“. — Überdies wurde der weiblichen Personifikation auch eine männliche zugesellt, nämlich „vesnik“. Dieser ist identisch mit dem Ritter Juri (= Georg), dem es obliegt die Mächte des Winters zu besiegen und das Erwachen der Natur zum neuen Leben hervorzurufen. Er hellt das Firmament auf, spendet Gesundheit und Schönheit, lässt den Tau fallen und warmen Regen, um die Erde zu befruchten; doch endet seine Herrlichkeit mit dem „kres“, d. i. dem Johannisfeuer.

„Morana“ (auch: Morena, Marena, Marinočka, Marzana, Muriena, Mamurienda) gilt als die Personifikation des Absterbens, des Todes, und ist bei den Slaven identisch mit dem Winter, dem Schläfe der Natur. Deren Herrschaft wird eben von der „vesna“ abgelöst, daher man die „morana“ überall rasch beseitigen will, sie daher symbolisch erschlägt, ertränkt, verjagt u. ä. — Die Gebräuche, „den Tod hinauszutragen“, haben sich vielfach bis heute erhalten, und konnte diesen tiefeingewurzeltten Glauben selbst die christliche Religion nicht vollends ausrotten. In Mähren wird z. B. die „marena“ oder „smrtholka“ (= Todesmädchen) als ein Popanz aus Hadern, den man mit farbigen Bändern und Kränzen schmückt, auf eine Stange gesteckt und zuletzt verbrannt oder ins Wasser geworfen. — In

<sup>3)</sup> »Flieget, ihr Lerchen, herbei,  
 Bringt schönen Frühling herbei!«, oder:  
 »Vom Meeresstrande flog eine Schnepe zu,  
 und brachte den Frühling aus dem Gefängnis«.



Schlesien wie in der Oberlausitz wickeln die Mädchen einen Stroh-  
wisch in weisse Linnen, befestigen ihn an eine lange Stange und  
tragen ihn unter Trauergesängen herum, bis ihn zuletzt das stärkste  
Mädchen eiligst aus dem Dorfe trägt. Die übrigen Beteiligten werfen  
nach dem Papanze mit Steinen und Holzprügeln, werfen ihn schliess-  
lich ins Wasser oder verschleppen ihn auf die benachbarte Dorfflur,  
namentlich wenn man mit den Nachbarn nicht im guten Einverneh-  
men lebt. Die Lausitzer trugen noch vor einem Jahrhunderte den  
Winter in Gestalt eines Hastermannes unter Fackelbeleuchtung auf  
eine Höhe, genannt „smrtný kámen“ (= Totenstein). Rückkehrend  
sangen sie:

„*Smerc smy vuhnali, ljeco zaso pšivedžemy . . .*“<sup>4)</sup>

In der Slovakei singt man:

„*Vyniesli sme, vyniesli sme, Murieno ze vsi,  
priniesli sme, priniesli sme Maj nový do vsi . . .*“<sup>5)</sup>

In Böhmen pflegt man zu singen:

„*Již nesem smrt ze vsi, nové léto do vsi . . .*“ oder:  
„*Smrt plyne po vodě, nové léto k nám jede . . .*“, oder:  
„*Smrt jsme vám zanesli, nové léto přinesli . . .*“<sup>6)</sup>

Das Hinaustragen des Todes, das sich als heidnische Sitte trotz  
des Christentums unverändert erhalten, mussten die Kirchensynoden  
vom Jahre 1366 und 1384 namentlich den Böhmen verbieten, denn  
diese pflegten weiter den Tod unter Gesang und abergläubigen Zere-  
monien jährlich zum Flusse zu tragen, und ertränkten ihn dort unter  
höhnischer Freude, er könne jetzt niemand mehr schaden, da er  
aus dieser Gegend vertrieben sei. Die Sitte blieb aber weiter, wie  
dies historisch noch in dem XVI.—XVIII. Jahrhunderte beglaubigt  
ist, und besteht auch da und dort ebenso noch heute. — Ähnlich war  
es in Polen, wo im Jahre 1420 der Posener Kirchenfürst genötigt  
war eine ähnliche Anordnung zu treffen, die aber gleichfalls ohne  
sichtlichen Erfolg blieb.

Dass „morana“ eine Personifikation des Todes bedeutet, ersieht  
man aus jener Stelle der Handschrift, die den Todeskampf Vlaslavs  
nachstehend schildert:

<sup>4)</sup> »Den Tod jagten wir hinaus, den Frühling bringen wir wieder«. —

<sup>5)</sup> »Wir trugen, wir trugen den Winter zum Dorfe hinaus,  
wir bringen, wir bringen das Frühjahr ins Dorf«. (Kellár, Zpiewanky, I, 4.)

<sup>6)</sup> »Wir tragen schon den Tod aus dem Dorfe hinaus und das junge Jahr  
hinein«, oder:

»Der Tod schwimmt schon davon, das junge Jahr naht . . .«, oder:

»Den Tod trugen wir fort, das junge Jahr bringen wir . . .« —



„Vlaslav strašno po zemi sè kotí,  
 i v bok i v zad vstáti nemožéše;  
 morena jej sypáše v noc črnú.  
 kypieše krev ze silna Vlaslava,  
 po zelené trávě v syrú zemiú teče.  
 Aj, a vyjde duša z řvúcěj huby,  
 vyletè na drvo a po drvech šemo tamo,  
 doniž mrtev nežžen.“<sup>7)</sup>

Die bildliche Darstellung: „morena jej sypáše v noc črnú“ ist daher hier volkstümlich aufgefasst, und setzt sich dasselbe Bild konkreter Vorstellungen dann noch fort, denn nach dem Volksglauben irrt die Seele so lange von Baum zu Baum herum, bis der Körper von der Erde verschwindet, d. h. entweder verbrannt oder begraben wird. Es ist daher hier ein gediegener Beweis geboten, dass die alten Slaven an das Fortleben der Seele nach dem Tode ernstlich glaubten, und hat sich an diesem Glauben beim Übergange zum Christentume ebensowenig etwas geändert, wie ja auch die Erinnerung an die Verbrennung der Leichen in der heidnischen Zeit bis heute dadurch lebend geblieben ist, dass unsere Friedhöfe tausendfach die Aufschrift „Friede seiner Asche“ aufweisen, denn die Asche ist und bleibt stets nur das Produkt des Verbrennungsprozesses.

Nach dem slavischen Volksglauben ist die Seele des Menschen vom Körper völlig getrennt oder trennbar. Bei den Slaven glaubte man seit jeher, dass sie sich anlässlich des Todes nur vom Körper trennt, und sagen die ältesten Überlieferungen dieser Art stets und ziemlich gleichlautend, dass die Seele, wenigstens die erste Zeit, dort verbleibt, wo der Verstorbene lebte. Erst später verlässt sie, wie die russischen Totenklagelieder andeuten, den irdischen Aufenthaltsort des Körpers und begibt sich zur Sonne, zum Mond und den Sternen, oder aber in einen Wald oder Fluss, oder auf einen hohen Berg, mitunter auch in die grauen Wolken oder zum blauen Meere. — In Bulgarien findet am 40. Tage nach dem Tode eine Familienmahlzeit am Grabe des Toten statt, denn man glaubt, dass hiemit die Grenze des irdischen Wandels der Seele des Verstorbenen erreicht ist.<sup>8)</sup> —

<sup>7)</sup> »Vlaslav windet sich grässlich am Boden,  
 kann sich weder seit- noch rückwärts erheben;  
 der Tod ihn bedeckt mit dem Dunkel der Nacht.  
 Blut entströmt dem starken Vlaslav,  
 fließt übers grüne Gras in die trockene Erde.  
 Sieh, da entweicht die Seele aus dem brüllenden Munde,  
 fliegt empor auf den Baum und auf den Bäumen hin und her,  
 bis der Tote verbrannt ward.

<sup>8)</sup> J. Máchal, Slovanské bajesloví, S. 20 u. 32.



Auch die Huzulen halten daran, dass die Seele nach dem Tode noch jene Orte begehende, die der Verstorbene im Leben vorwiegend betreten.<sup>9)</sup>

Die Polen glauben, dass nach dem Tode die Seele den Körper sofort verlasse, jedoch an seiner rechten Seite so lange verharre, bis der Leichnam nicht ordnungsmässig bestattet ist.<sup>10)</sup> — In ähnlicher Weise erzählt ein polnisches Märchen, dass die Seele des Verstorbenen eher keine Ruhe findet, bis nicht die Bestattung beendet ist.<sup>11)</sup> — In einer böhmischen volkstümlichen Ballade heisst es, dass die Seele in Gestalt einer Taube erst dann den Körper verlasse, bis dieser ordnungsmässig bestattet ist.<sup>12)</sup> — In einem mährischen Liede heisst es, dass die Seele in Gestalt eines Vogels den Körper verlasse und sich sodann auf einer Wiese oder in einem Heine aufhalte. In einem solchen heisst es:

*Duše z těla vyletěla,  
na zelenú líku sedla,  
a tam sobě naříkala,  
až se líka rozléhala.*<sup>13)</sup>

Oder:

*Vyletěla duša z těla,  
žaden neví kaj lecěla;  
sedla ona na hajiček,  
na ten zelený travníček.*<sup>14)</sup>

Die Lausitzer Serben glauben, dass die Seele überhaupt nicht gleich nach dem Tode dahin abgehe, wohin sie gehört, sondern dass sie vorerst in der Luft irre und warte.

Dass sich die Seele nach dem Tode vom Körper trennt, daran glaubten auch die alten Russen, was schon aus der Stelle im Igor-Liede: „*vejut dušu od tjela*“ („man worfelt die Seele vom Leibe“) hervorgeht. Ebenso ist auch hier der Weg angedeutet, den die Seele aus dem Körper nimmt, denn es heisst: „. . . *izroni (Izjaslav) žemčjužnu*

<sup>9)</sup> Prof. Šuchěvič, Huculčizna. Krakau, 1912, II. S. 260.

<sup>10)</sup> Zbiór, II. S. 127 und 48. —

<sup>11)</sup> Erben, Vybrané báje etc. S. 109.

<sup>12)</sup> Erben, Prostonárodní české písně, S. 25.

<sup>13)</sup> Die Seele flog aus dem Leibe,  
setzte sich auf die grüne Wiese,  
und wehklagte dort für sich,  
so dass es über die Wiese erscholl. (Sušil, Moravské písně, S. 25.)

<sup>14)</sup> Die Seele flog aus dem Leibe,  
niemand weiss, wohin sie flog:  
sie setzte sich entweder auf ein Bäumchen  
oder auf diese grüne Wiese.



*dušu iz hrabra tjela črez zlato ožerelije*“, d. h. „er stösst die edle Seele aus dem tapferen Leibe durch den goldenen Halskragen“. — Dieselbe Vorstellung wiederholt sich (ausser Vlaslav) auch noch im Gedichte „Jelen“ („Der Hirsch“):

„*Vyrazi z junošē dušu, dušicu,  
sě vyletě pěkným táhlým hrdlem,  
z hrdla krásnýmā rtoma.*“<sup>15)</sup>

Im Einklange hiemit sind auch andere Stellen in den Dichtungen der Königinhofer Handschrift. So sagt der Dichter als Záboj Luděks Schild mit der Streitaxt entzweischlägt und dessen Brustkorb eindrückt:

„*I uleče sē duše těžka mlata,  
i mlat i dušu vyrazi . . .*“<sup>16)</sup> oder, als nach dem siegreichen Kampfe betreffs der Gefallenen erzählt wird:

„*Tamo i vele duš tēká  
sěmo tamo po dřevēch,  
jich bojie sē ptactvo i plachy zvěř . . .*“<sup>17)</sup>

Ähnliche Parallelen, welche alle die gleiche Ansicht des heidnischen Slaven, dass die Seele mit dem Tode den Körper verlasse, bestätigen, wiederholen sich in altslavischen Sagen, Märchen und Mythen fortgesetzt.

Weiters klagt Záboj über die sonderbaren Zumutungen der Fremden:

*I vyháně z hájev všē krahuje,  
i kací bozi v cuzej vlasti,  
takým sē klaněti zde,  
jim oběcati oběť.  
I nesmiechu sē bítí v čelo před bohy,  
ni v súmrky jim dávati jěsti.  
Kamo otčik dáváše krmě bohóm,  
kamo k něm hlásat chodívaše,  
posěkachū všē drva,  
i rozhrušichu všē bohy.*“<sup>18)</sup>

<sup>15)</sup> »Er schlägt aus dem Krieger die Seele, das Seelchen; sie entweicht durch den schönen schlanken Hals; aus dem Halse über die roten Lippen«.

<sup>16)</sup> »Die Seele erschrickt vor der schweren Streitaxt, die Streitaxt auch die Seele ausschlägt . . .«

<sup>17)</sup> Dort irrt eine Unzahl von Seelen hin und her auf den Bäumen; es fürchtet sie der Vogel wie das scheue Wild . . .«

<sup>18)</sup> Alle Sperber verscheucht er aus den Hainen, und den gleichen Göttern, wie im fremden Lande,



Und später wird dieser Umstand nochmals hervorgehoben :

„*Aj bratře, ti-sě nám krušichu bohy,  
ti-sě nám kácechu dřěva  
i plašichu krahuje z lesov . . .*“<sup>19)</sup>

was man wohl als eine ungewöhnliche Freveltat angesehen haben muss.

Jene geschilderten Religionsgebräuche erhielten sich aber hartnäckig fort bis tief in die christliche Zeit. Der böhmische Fürst Břetislav (1034—1055) sah sich sogar genötigt, nachdem das Volk vom alten Aberglauben nicht nachlassen wollte, alle Zauberer, Wahrsager und Traumdeuter aus dem Lande zu jagen, die heiligen Bäume und Haine umzuschlagen oder auszuroden, denn man versammelte sich überall weiter zu bestimmten Zeiten und aus alter Gewohnheit daselbst, brachte Gaben und Opfer den daselbst bestatteten Ahnen, und frischte auf diese Weise die unterbrochenen Traditionen auf. — Das Homiliar von Opatowitz musste noch im XII. Jahrhunderte das Opfern von Tieren bei bestimmten Bäumen und Quellen sowie das Anbeten von Götzen verbieten. — Die Christian-Legende (X. Jahrhundert) bezeugt, dass die Böhmen damals noch immer dem Götzendienste huldigten, Götterstatuen verehrten und ihnen unter geräuschvollen Zeremonien Opfer brachten, meinend, dass in diesen Skulpturen tatsächlich Götter wohnen. Desgleichen erzählt Kosmas († 1125), dass sich die Böhmen damals noch wie Heiden verhielten, denn sie verehrten Haine, einzelne Bäume, Felsen, Quellen oder alte Opferstätten, und beugten sich vor tauben und stummen Götzenstatuen, was sonach die angeführten Stellen der Handschrift nur wieder bestätigen.

Die Königinhofer Handschrift unterscheidet aber in Záboj nicht nur den tapferen Krieger, sondern auch den hervorragenden Sänger, denn es heisst dort :

„*Aj ty Záboju, ty pějěš srdce k srdcu  
piesňů z středa hořě!*

sollen auch wir uns beugen,  
ihnen gleiche Opfer bringen.

Nicht mehr sollen die Stirne schlagen wir vor den Göttern  
oder ihnen gar im Dämmerlichte Speisen reichen.

Dort, wo der Vater den Göttern Speisen zu reichen,  
dort, wo er hinzugehen pflegte sie anzurufen,

dort fällt man alle Bäume  
und zerschlug alle Götterbilder«. —

<sup>19)</sup> »Ei, Bruder, diese da zertrümmerten unsere Götter,  
diese da fällten die Bäume  
und verscheuchten aus den Wäldern die Sperber . . .«



*Jako Lumír, ky slovy i pěniem  
 bieše pohýbal Vyšehrad i vše vlasti,  
 tako ty mě i všu bratr.  
 Pěvce dobra milujú bozi!*<sup>20)</sup>

Hier wird Záboj sonach mit dem sonst unbekanntem Sänger der Vorzeit, Lumír verglichen, wobei durch die Worte „slovy i pěniem“ eben festgestellt wird, dass er nicht nur sang und sein Saiteninstrument meisterte, sondern selbst auch die Worte dazu dichtete. — Für jeden Fall standen Leute mit diesen Gaben einst in hohem Ansehen beim Volke, da die Handschrift noch zufügt, dass solche hervorragende Sänger die Götter selbst lieben.

Ein solcher Sänger wird auch im russischen Igor-Liede erwähnt; es ist dies der „Seher Bojan, die Nachtigall verwichener Zeit“.

Schon Šafařík erwähnt in seinem Werke „Slavische Altertümer“ (I. S. 267) diesbezüglich folgendes: „Sicher ist, dass schon bei den Altslawen der Volksgesang durch eine besondere Gruppe vorgebildeter und geeigneter Sänger gepflegt wurde.“ Es müssen dies sonach diese Lumírs, Zabojs und Bojans hervorragende und allgemein bekannte Sänger gewesen sein. Der Einfluss solcher Personen war jedenfalls ein ungewöhnlicher, wenn man hört, dass Lumír mit seinem Gesange „den Vyšehrad bewegte und alle Lande“, wenn Bojans hoher Geistesflug besonders hervorgehoben wird, und wenn Záboj, der Hauptheld bei der Befreiung Böhmens von der Fremdherrschaft, auch noch als gottbegnadeter Sänger und „varito“-Spieler die Begeisterung für seine Pläne im Volke erhöhen kann.

Es ist daher auch nicht verwunderlich, wenn unsere Altvordenen im Gesange anderen Völkern so unendlich weit voraus waren. Wo ein Slave weilt, dort ertönt auch bald Gesang, denn jede besondere Tätigkeit wird mit dem Gesange eingeleitet. Mit Gesang zog er in den Kampf, mit Gesang bezeugte er den Göttern wie hohen Personen seine Verehrung und mit Gesang begleitete er jede besondere Phase seines Lebens. Bodjanski schreibt über den Gesang der Slaven: „Das Lied, das ist des Slaven Vergangenheit und Geschichte, der Mittelpunkt des Wissens und Glaubens, die lebende Tradition der Ahnen, das Denkmal der geheiligten Erinnerungen, das spre-

<sup>20)</sup> »Ei, Záboj, du singst vom Herzen zum Herzen  
 ein Lied vom tiefsten Weh!  
 Wie Lumír, der durch Wort und Sang  
 rührte den Vyšehrad und alle Lande,  
 so rührst du uns und alle Brüder.  
 Ja, die Götter lieben einen wackren Sänger!«



chende Jahrbuch vergangener Zeiten. In den Liedern spiegelt sich, wie im klaren Wasser, ohne jede von fremder Seite beeinflusste Trübung, das reale Bild jenes einstigen Lebens, wie es mit seinen Schönheiten wie Schattenseiten in Wirklichkeit war.“ — Ähnliches sagt Gogol betreffs der kleinrussischen Volkslieder: sie kennzeichnen alles, mag es sich nun um Poesie, Geschichte oder die Grabhügel der Vorfahren handeln.“

An Volksgesängen war und ist der Slave unter allen Völkern der reichste. Für jeden Anlass und für jede Zeit hatte er eigene Lieder. Er sang die „koleda“ zur Weihnachts- wie zur Sommersonnenwende-Zeit; Klagelieder um den Totensonntag; Frühlings-, Sommer- und Erntelieder, Liebeslieder wie auch „Gstanzln“, wenn er nachts zur Geliebten „fensterln“ ging<sup>21)</sup>; Trauriges, Ernstes, Heiteres, Übermütiges, wie es eben der Anlass bot. — Und geht man erst der Entstehungszeit derselben nach, so gelangt man weit in das Heidentum und in Zeiten, die sich zahlenmässig nicht annähernd begrenzen lassen. Es tauchen da noch immer mythische Gottheiten auf; Vilen und „rusalkas“ spielen da eine hervorragende Rolle, denn sie sind es, die den herrlichen Gesang pflegen; übernatürliche Wesen, wie der Wassermann, die Trut, die Mari, die weisse Frau (Tod), Drachen und Schlangenköniginnen greifen da entscheidend in die Schicksale des Menschen ein. Hervorragend ist der Grundzug des kriegerischen Geistes in allen seinen Phasen mit dem Slaven verwoben, denn vor der Ära der stehenden Heere war der Mann vor allem Krieger, wie sich dieses auf dem Balkan bis heute noch originell widerspiegelt, daher auch der unbändige Sinn für die Freiheit und die Liebe zu den Waffen. Kann man dieses sozusagen natürliche Heldenzeitalter treffender und kürzer zum Ausdrucke bringen, als dies z. B. im Igor-Liede geschieht, wo der Dichter die hervorragende Verlässlichkeit der Kurjanen als Krieger schildert, wenn er nur auf deren Kindheit weist, denn: „sie sind bei Trompetenschall geboren, unter Helmen gewiegt, mit der Lanzenspitze gepäpelt.“ —

Erwähnenswert ist es auch, dass dem Slaven die übernatürlichen Wesen nicht immer imponieren. So erzählt ein serbisches Heldenlied, wie der Vojvode Miloš einen Weltgesang mit der Vila Ravijojla in der Miroč-Planina eingeht, wobei es sich herausstellt, dass er doch ein grösserer Meister im Gesange ist; sie tötet ihn dafür mit zwei Pfeilen, indem sie ihm den einen in den Hals, den anderen ins Herz schießt.

<sup>21)</sup> Man hört bisweilen die Bemerkung, dass z. B. die Slaven keinen Ausdruck für das »Fensterln« hätten, trotzdem der Begriff »vasovati, v vas iti« (= zu nächtlichem Besuche gehen) bei ihnen doch allgemein gebräuchlich ist; ungezählte Lieder behandeln dieses Thema.



Aus diesen Liedern erfahren wir auch manches, was die bisherigen Ansichten über kulturell-soziale Verhältnisse einer Revision zu unterziehen zwingt. So heisst es immer, die Wappenentstehung sei den Franzosen und Deutschen zuzuschreiben; dies stimmt nicht, denn wir wissen, dass die römischen Statthalter Rhätiens schon ein Wappen mit neun Burgen führten, und hatten bereits die Schiffe der Griechen wie Perser bei Salamis Flaggen mit verschiedenartigen Wappenbildern im Gebrauche. Ähnlich hat auch der Ritter Zděslav in der Königinhofer Handschrift („Das Kampfspiel“) auf seinem Speere den Kopf eines Auerochsen als Sinnbild, und wird dies geschichtlich begründet, weil sein Ahne einen wilden Ur erschlug. Überdies galt nach Adam von Bremen (II, 11) der Auerochsenkopf als Wappenbild der Redarier und tragen alle Radegast-Figuren auch diese Skulptur auf der Brust zur Schau. Wie alt aber diese Statuen sind, lässt sich nicht einmal auf 1000 Jahre begrenzt aussprechen; es geht jedoch daraus die Tatsache hervor, dass die heutige Heraldik ihre Basis nicht dort sucht, wo sie zu suchen ist.

Hiemit wurde der Inhalt der ältesten und bedeutendsten böhmischen Heldengesänge nur ein wenig berührt; aber schon dieses zeigt, dass sie bis heute eigentlich nicht einmal oberflächlich studiert, daher auch nicht verstanden sind; wer demnach dies alles für ein Fälschungsprodukt hält, der kennt eben den genauen Inhalt und auch dessen Kausalitäten nicht. Jedes Detail der Dichtungen zeigt, dass sie zu einer Zeit entstanden sind, als ihre Sprache wirklich lebte und die darin geschilderten sozialen und kulturellen Verhältnisse derartige waren, wie sie eben geschildert werden. Sind jedoch die Dichtungen erst im Jahre 1817 entstanden, dann stammen sie nicht von Hanka her, sondern von Wesen, die nicht irdischer Provenienz sind, — die einzige Erklärung und Lösung für alle jene, die diese Perlen zeitgemässer Dichtung den Slaven, und namentlich der böhmischen Nation, missgönnen; für die ernste Wissenschaft werden sie für alle Zeiten ein reicher Born der Information über die wirklichen Kulturverhältnisse der Altslaven sein und bleiben, und diesen inneren Wert wird ihnen keine Akademie der Welt mehr streitig machen. — *Habent sua fata libelli!* —

M. Žunkovič:

## Ein altböhmisches Minnelied.

Die bisher als „Minnelied des Königs Wenzel“ („Milostná píseň krále Václava“) bekannte Handschrift des böhmischen Landesmuseums entdeckte der Kreuzherrnordenspriester und Universitäts-



bibliothekar Johann Zimmermann in Prag am Deckel eines alten Manuskriptes im Jahre 1818. Auf dem gleichen Pergamentblatte befand sich nebst sonstigen Schriftfragmenten auch das schon in der Königinhofer Handschrift enthaltene Gedicht „Jelen“ („Der Hirsch“). Beide Dichtungen waren auf einem Blatte in Folio (oder wenigstens Quariform) in der Mittelkolonne geschrieben, denn man sieht, dass die Texte in drei 3·5 cm breiten Kolonnen in zwei Etagen rangiert waren. Weiters ist bekannt, dass zugehörige Partikel Zimmermann durch den Luftzug enttragen wurden, als er sie bei offenem Fenster trocknete. — Die Handschrift wurde vom Finder dem damaligen Oberstburggrafen Franz Grafen Kolovrat für das Landesmuseum übermittlelt; Zimmermann bemerkte in der Widmungszuschrift, dass er sie dem XII. Jahrhunderte zuschreibe und den Text für das älteste bisher bekannte böhmische Gedicht halte.

Im Jahre 1823 nahm Hanka das „Minnelied“ in das 5. Bändchen seiner „Starobylá skladanie“ („Alte Dichtungen“) auf und fügte zum Vergleiche das inhaltlich gleiche deutsche Lied „Kiunig Wenzel von Beheim“ bei. In der Vorrede bemerkt er, dass diese Handschrift wenigstens 100 Jahre älter sei als die Königinhofer, sowie, dass sie viel kerniger sei als die schwulstige, bereits gereimte deutsche Übersetzung.

An eine Fälschung der Handschrift dachte durch 30 Jahre niemand, denn Dobrovský, der doch in dergleichen Dingen äusserst misstrauisch war, hielt sie stets für echt, nur schrieb er sie bei näherer Prüfung dem XIII. Jahrhunderte zu. In einer Rezension der Ausgabe dieser Handschrift von Hanka (1829) sagt Palacký noch, dass sie ganz sicher aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts stamme; er hält sie auch im Jahre 1839 für echt, nur bemerkt er („Geschichte von Böhmen“), „es sei ein süsses Verbiage ohne bestimmte Handlung und Idee“. Für echt hielt sie auch Graf Thun (1845) und Jungmann (1849). Als erster trat der Germanist Josef Haupt auf, der sie im Jahre 1847 in den „Berichten über die Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften“ in Leipzig als Fälschung erklärte, doch widerlegten noch im selben Jahre die „Slavischen Jahrbücher“ diese Verdächtigung in entschiedener Weise, umsomehr als Haupt gar nichts Positives vorzubringen wusste.

Dieses Intermezzo bewog aber W. Nebeský in Prag und Jul. Feifalik in Wien eine weitere Untersuchung des Gedichtes wie der Handschrift nach jeder Seite hin anzustrengen und namentlich die Beziehung derselben zu König Wenzel I. (1230—1253) zu klären. Da aber niemand entschieden für oder gegen die Echtheit der Handschrift



auffreten wollte oder konnte, kam Feifalik im Jahre 1856 eigens nach Prag und drang in den Musealausschuss zur Berufung einer Kommission, welche das Pergament, die verwendete Tinte und vor allem die Schrift überprüfen soll. Bei diesem Anlasse kam es zu jener unerhörten Gauklerei, die bereits auf S. 142—143 geschildert und in den Tafeln III und IV auch demonstrativ klargelegt wurde. — Von dieser Zeit an (1857) wurde diese Handschrift nicht mehr beachtet und wanderte, analog wie alle übrigen fälschlich als Unterschiebungen bezeichneten altböhmisches Handschriften des Museums in die eigene „historische“ Schublade mit der Etikette „Falsa“. Dass aber jemand später die Handschrift nochmals näher besehen oder nachgeprüft hätte, ob sich jene Kommission nicht vielleicht doch irrte, fiel niemandem mehr ein, d. h. man war froh, dass es so gründlich gelungen ist die ganze Öffentlichkeit irrezuführen.

In der Schrift „Die gefälschten böhmischen Gedichte aus den Jahren 1816—1849“ (Prag 1868) behandelt sie Dr. J. Hanuš als eine bereits erwiesene, daher abgetane Fälschung Zimmermanns, welcher sich angeblich damit ein „dämonisches Vergnügen machte, den böhmischen Literaten ein rachsüchtiges Schnippchen zu schlagen.“ — Nun, den Beweis für diese Behauptung ist Hanuš in allen Teilen schuldig geblieben und dessen Zusatz, Zimmermann halte übrigens gar nicht die sprachlichen Kenntnisse etwas derartiges aus dem Deutschen in das Altböhmische zu übertragen, wird dadurch erklärlich gemacht, dass er sagt: „Zimmermann fand eine altböhmische Übersetzung des deutschen Minneliedes aus dem XV. Jahrhunderte vor und schrieb sie mit Lettern des XII. Jahrhunderts um (!). Wieso auf dasselbe Blatt auch das Gedicht „Jelen“ in gleicher Schrift gelangt, das erst wenige Monate vorher durch die Veröffentlichung der Königinhofer Handschrift bekannt wurde, darüber bringt Hanuš keinerlei Licht, aber der „kommissionelle“ Humbug vom Jahre 1857 bietet hiefür den nötigen Kommentar.

Im „Athenäum“ (S. 355, 1885) führt Jos. Truhlař auch diese Handschrift als Fälschung an und basiert sich dabei wieder auf Urteile vom Jahre 1857; so blieb der einmal gemachte Fehler fortan und ungeprüft weiter in Kontinuität.

Das isolierte Pergamentblatt mit dem Minneliede und „Jelen“ gehörte einst offenkundig einer grösseren Gedichtsammlung an, denn die „*Carmina bohémica*“ werden schon in sehr alten Schriften erwähnt, es müssen sonach solche einst tatsächlich vorhanden gewesen sein. Es ist auch sicher, dass gerade dieses Pergamentblatt einer solchen angehörte, denn die Textreste anderer Dichtungen weisen



noch die erhaltenen Ränder der Nachbarkolonnen auf. Es ist übrigens nicht ausgeschlossen, dass sich weiteres Material noch irgendwo vorfindet, ähnlich wie z. B. bis heute vom Nibelungenliede 30, vom Parcival an 55 Texte oder doch Fragmente gefunden wurden.

Für eine Fälschung dieser beiden Gedichte spricht nichts, für die Echtheit folgendes:

a) gehört die Handschrift ihrem Äusseren nach, wie man allgemein glaubt, ungefähr dem XII. Jahrhunderte an; wahrscheinlich ist sie aber noch älter, wofür die verwendete Tinte, falls sie eisenhaltig war, sprechen würde, weil sie durch die lange Oxydation schon tiefschwarz wurde; eine genaue chemische Untersuchung mit den modernen Mitteln der Chemie wäre daher dringend geboten, da wir sonst nur empirische Vermutungen aussprechen können. Leider hat der Text durch die vandalische Überprüfungs-methode im Jahre 1857 mit allerlei Reagenzien an Leserlichkeit empfindlich eingeblüßt;

b) die Handschrift ist kein Palimpsest, wie man im Jahre 1857 festgestellt haben will. Sollte aber bei den bisherigen Aufnahmen der Palimpsestphotographie noch nicht irgendeine Farbe des Spektrums berücksichtigt worden sein, so möge der Ausschuss des Landesmuseums in Prag als Besitzer der Handschrift dies ergänzen, denn wir wollen doch nur die Wahrheit wissen;

c) die Handschrift muss bei der Auffindung (1818) frisch geschrieben, daher neu gewesen sein, was auf den „ersten Blick“ leicht zu erkennen war; und dies fiel gerade zu jener Zeit, als immer neue „Fälschungen“ entdeckt wurden, sonderbarerweise gar niemandem auf?!

d) beide Gedichte sind wieder nur Fragmente, denn allen beiden fehlt der Schluss. Für ein Bruchstück ist aber hier gar kein Grund, namentlich wenn jemand damit wirklich die perverse Tendenz verfolgt haben sollte, die altböhmisches Literatur zu heben oder zu vermehren, denn das Gedicht „Jelen“ war schon kurz vorher vollständig bekannt, und das „Minnelied“ liegt ja auch, allerdings nur im deutschen Texte, abgeschlossen vor; dass aber jemand seine geradezu divinatorischen Kenntnisse dazu verausgabte, um poetische Bruchstücke, also Dichtungen ohne Vollwert zu verfassen, würde eher auf eine geistige Gestörtheit schliessen lassen;

e) ist es höchst unnatürlich, dass jemand auch noch weitere Gedichte verfassen wird, um sie dann zum Teile wegzuschneiden, denn die Schrift in den Nachbarkolonnen geht derart an den Schnitt-rand aus, dass sie einst unbedingt eine Fortsetzung haben musste;



f) hat diese Handschrift Hanka gefälscht, wie man gleichfalls annehmen wollte, um seinen sonstigen „Fälschungen“ mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen, dann war Zimmermann nicht der Fälscher und die Handschrift nichts destoweniger wieder frisch geschrieben; das „Minnelied“ war aber ebenso, wie die Königinhofer Handschrift, schon bei der Auffindung natürlich alt und defekt. Aus der deutschen Übersetzung des „Minneliedes“, die Hanka (1829) verfasste und veröffentlichte, geht jedoch klar hervor, dass Hanka selbst den Inhalt in allen Teilen gar nicht verstanden; wer aber das poetisch wie inhaltlich tadellose Original nicht versteht, der hat es auch unmöglich verfasst.

Das „Minnelied“, um welches es sich hier ausschliesslich handelt, ist in poetischer Hinsicht äusserst logisch und gefühlvoll und lässt auf einen geistreich-sensiblen Dichter schliessen. Die lakonische Kürze des böhmischen Textes mit seiner Pragnanz im Vergleiche zu dem doppelt umfangreicheren, im schwulstigen Minnesängerstile gehaltenen deutschen Texte zeigt unbedingt dahin, dass der böhmische Text der ursprüngliche war. Es ist nämlich nicht fassbar, dass ein altböhmischer — oder auch moderner — Dichter aus einem so breitspurigen deutschen Gedichte ein derart konzises und kerniges altböhmisches Poem hätte schaffen können. Der beste Beweis dafür, dass das böhmische Gedicht das Original ist, und dem deutschen lediglich als Vorlage diente, geht schon daraus hervor, dass der deutsche Übersetzer seinerzeit genau dieselben Übersetzungsfehler machte, wie später Hanka, was man am deutlichsten bei folgender Stelle sieht:

„žel lásku zapudí,  
žel tieši, láska tu ží.“

Der mittelhochdeutsche Übersetzer sagt dafür:

„mit leide liebe wart geiagt  
das leit was fro die liebe klagt. (!)“ —

Hier steckt schon der Beweis, dass der alte deutsche Text dem böhmischen nachgedichtet wurde, und war dem Nachdichter nicht bekannt, dass gerade im Böhmischen „tužiti“ — erstarken, in sonstigen slavischen Sprachen aber klagen bedeutet. Hanka aber, der es wissen konnte, übersetzte das Wort auch so wie sein Vorgänger, denn er sagt:

„Sehnsucht bannt die Minne,  
Sehnen labt und Minne klagt“ — statt:  
„Sehnsucht macht die Liebe wurzelfester,  
Die Sehnsucht labt, die Lieb erstarkt.“

Hiemit ist der Vorwurf, dass das Gedicht unlogisch und voll von Kontradiktionen sei, bereits zum grossen Teile behoben, und



wird auch kein böhmischer Dichter, der nicht durch den alten deutschen Text verführt wird, jene Begriffe so auffassen. Andererseits hat der deutsche Übersetzer wohl das Altböhmische nicht vollkommen verstanden und war auch kein logisch denkender Mann, da er eben einander so scharf widersprechende Gedanken ruhig aneinanderfügte, ohne den Unsinn zu fühlen, was nie dem Dichter, wohl aber dem Transiator leicht passieren kann.

Der Sprache nach, gehört das „Minnelied“ etwa in das XI.—XII. Jahrhundert. Als eine Art Leitfossil für diese Altersklassifikation kann der Laut „g“ angesehen werden, der hier nur mehr einmal in einem gewöhnlichen Worte („gdyž; vorletzte Zeile) vorkommt, was ein Fälscher kaum begehen würde, zwei eng verwandte Begriffe so verschieden zu schreiben, wie gerade hier z. B. die beiden Begriffe „kehdy“ und „gdyž“.

Vergleicht man nun das „Minnelied“ mit den sonstigen altböhmischen Dichtungen, so zeigt sich, dass die Dichter ganz verschiedene, eine bedeutende lokale Spannung der Spracheigenart bekundende Personen waren, da z. B. hier die Begriffe „sirdce, laska, lubiti, cieličko“ gebraucht werden, die sich sonst in dieser Form nicht wiederholen.

Nachstehend folgt das Originalgedicht, dem die diakritischen Zeichen beigelegt sind, sowie zugleich die deutsche Übersetzung, in welcher Worttreue und Wohlklang tunlichst berücksichtigt wurden. Titel hat das Originalgedicht keinen.\*)

Z velikých dobrodružství  
milost mi vyievi  
sladikú dostoinost;  
jaz steniu syrdečenstvíém,  
kehdy pomniu na to.  
O kaké laskavosti

Bei so manchem Abenteuer  
hat Liebe mir gezeigt  
süsse Anhänglichkeit;  
vom Herzen seufze ich,  
wenn ich mich des erinnere.  
Dolch welche Liebeshuld

\*) Hanka bot folgende Uebersetzung dieses Gedichtes, womit jedoch nur gezeigt werden soll, wie inferior das poetische Können desselben, und wie berechtigt Palackys Kritik unter solchen Prämissen war.

Wohl aus manchem tücht'gen Strauss  
Kündete mir Liebe  
Wonnig süsse Würde.  
Ja vom Herzen seufz' ich tief,  
Wenn daran ich denke,  
Ach, nach welcher Liebeshuld  
All mein Sinn sich sehnet;  
Dass ich also schöner Maid  
Mich darf allwärts rühmen.

Dennoch, — ob sie gleich nicht schuld —  
Grimmes Weh mir schuf sie.  
Tragen muss ichs fort in mir,  
Frage nicht, wem's nage. —  
Heisse Lieb erfüllt mein Herz;  
O der süssen Wonne! —  
Meines Sehns höchstes Ziel,  
Himmel meinem Auge,  
Alle meine Seligkeit,



želeie mysl moie,  
 ieiz tako lepú dievu  
 chlubití si mohu! —  
 Obako bez úhony  
 sve láskey, da žel krut,  
 ieiz vesdie nosití dyrbiu,  
 neproše koho rve. —  
 Pudi mie mysl lubití,  
 o blaze mi, o blaze!  
 Najvyššíe žadost moie,  
 spasenie očima,  
 vse — že blaženství moie  
 přiide očima  
 w laskavé syrdce moie. —  
 Rostieše milost víeće  
 v jasnějším učastenství  
 syrdce mysl — že íeí otdach.  
 Ona tie prud všech slasti  
 početié — že veselé. —  
 Moie radost, moi žel  
 jak róže, z pupy idúcié,  
 po rose sladce žže.  
 Celovach nedná ústa,  
 o blaze mi, o blaze!  
 To myslíu nevymyslí,  
 spasen přiezníu tvú. —  
 Žel lásku zapudí,  
 žel tieši, láska túži.  
 Milost mie bude viniti;  
 viniti — mie nemóže,  
 Kam mir durch das Auge  
 In das liebewarme Herz.  
 Liebe wuchs zur höheren Macht,  
 Wuchs in klarem Mitgefühl,  
 Herz und Sinne weiht ich ihr.  
 Sie ist aller Wonne Born,  
 Quelle meiner Seligkeit,  
 Meine Lust, mein Sehnen!  
 Wie die Ros', der Knosp' entkeimt,  
 Lechzt nach süssem Taue;  
 Küsst ich ihren Honigmund —  
 Wonne mir, o Wonne,

ersehen meine Gedanken,  
 seit ich einer so schönen Maid  
 mich nun rühmen darf! —  
 Dennoch meine Liebe makellos  
 sie schafft mir bittres Weh,  
 denn tragen muss ich sie stets,  
 sie fragt nicht, obs bedrückt. —  
 Zu lieben treibet mich mein Sinn,  
 o Wonne mir, o Wonne!  
 Mein höchster Wunsch,  
 Erlösung für die Augen,  
 alle meine Seligkeit  
 gelangt schon durch die Augen(weide)  
 in mein liebend Herz. —  
 Die Liebe wächst noch an  
 zu lautrer Sympathie,  
 wenn Herz und Sinn sich ihr ergibt.  
 Sie ist aller Wonne Born,  
 ist der Anfang schon erfreulich. —  
 Meine Lust, meine Sehnsucht  
 gleicht der knospenden Rose,  
 die nach süssem Taue lechzt.  
 Küssen möcht' ich ihren Honigmund,  
 o Wonne mir, o Wonne!  
 Den Gedanken erfass ich nicht,  
 erhört von deiner Gunst! —  
 Sehnsucht macht die Liebe wurzelstärker,  
 die Sehnsucht labt, die Lieb erstarkt.  
 Die Liebe mag mich zeihen,  
 doch sie kann mich zeihen nicht,  
 Die kein Sinn ersinnen mag! —  
 Selig durch dein Lieben!  
 Sehnsucht bannt die Minne,  
 Sehnen labt, und Minne klagt.  
 Minne zeihet mich der Schuld;  
 Kann mich nimmer zeihen,  
 Dass den Leib, der strahlt von Huld,  
 Reizend, süssverlockend,  
 Dass ich liebend ihn umfing,  
 Doch in sittgen Minnen.  
 All mein Herz gefangen nahm  
 Diese Maid . . . .



že obiech ieié stvúcié,  
ladné, sladké, luzné,  
roztomilé cieličko,  
a všé wolíú cudnú.  
Nebo gdyž syrdce moie  
zaiela ta die (va) . . . . .

weil ich umfasst ihren strahlenden,  
reizenden, süssen, lockenden,  
wonniglichen Leib,  
doch alles mit keuschem Sinnen.  
Denn als diese Maid mein Herz  
gefangen nahm . . . . .

(Schluss fehlt.)

Die deutsche, wie bereits erwähnt, inhaltlich abgeschlossene Übersetzung des böhmischen Originals lautet nachstehend:

### Kiunig Wenzel von Beheim.

Us hoher avantüre ein suesse werdekeit  
hat mine an mir ze lichte betaht.  
ich sufte us herzeliebe suenne ich denke dar  
do si mir gab ze minneklicher arbeit  
als ich in wiunsche hete gedaht  
so zart ein wib des ich mich iemer ruemen tar  
und doch also das es ir nicht ze vare ste  
si gab in grosser liebe mir ein riches we  
das muos ich tragen iemer me  
in ruoche wem es ze herze ge.

Mich bat min muot das ich der liebe künde nam  
so wol und wol mich iemer me  
min vollú ger min ougenweide und all min heil  
do si mir durch diu ougen in das herze kam  
do muoste ich werben bas danne é  
gegen der vil klaren losen alze lange ein teil  
herze und sinne gab ich ir ze dienste hin  
all miner froeide urspring unde ein anbegin  
si gab mir des ich iemer bin  
fro und ist doch min ungewin.

Recht, alsam ein rose dú sich us ir klosen lat  
wenne si des suessen touwes gert  
sus bot si mir zucker suessen roten munt  
swas je kein man zer werlte wunne emphanen hat  
das ist ein wiht ich was gewert  
so helfe berndes trostes ach der lieben stunt  
kein muot es niemer me durch denket noch vol sagt  
was lebender selde mir was an ir gunst betaget



mit leide liebe wart geiagt  
das leit was fro die liebe klagt.

Dü minne darf mich strafen ruomes zwar sin darf  
swie gar ich umbevungen het  
ir klaren zarten suessen losen lieben lip  
nie stunt min wille wider ir kúsche sich entwarf.  
was das sich in min herze tet  
mit ganzer liebe das vil minnekliche wib\*)  
min wille was dien ougen und dem herze leit  
dem liebe zorn das ich so truten wechsel meit  
diu ganze liebe das besneit  
und ouch ir kúschú werdekeit.

Nu habe er dank der siner frowen als pfleg  
als ich der reinen senften frucht  
ich brach der rosen niht und hat ir doch gewalt.  
sie pflag mis herzen ie und pfliget noh alle weg  
ey wenne ich bilde mir ir zuht  
so wird min muet an froeiden also mannigvalt  
das ich vor lieber liebe nicht gesprechen mag  
al mines trostes wunsch und miner selden tag  
nieman so werde nie gelag  
als ich do min dü liebe pflag.

J. Slovák:

## Die Ornamentik als Dokument alter slavischer Kultur.

Wer sich einigermaßen mit Ausgrabungen der prähistorischen Zeit befasste oder nur die prähistorischen Fundobjekte studierte, dem müssen die eigenartigen Verzierungen an den alten keramischen Erzeugnissen, sowie mitunter auch an beinernen und bronzenen Gegenständen auffallen.

Besonders weisen die zierlichen Ornamente auf den Tongefäßen der sogenannten Hallstatt-Periode (in unseren Gegenden vorherrschend in Obrán, Plátenice, Bilany und den meisten vorhistorischen Ansiedlungen — „hradisko“ — in Mähren, Böhmen, Ungarn usw.) überall die gleiche stilvolle Gruppierung von Linien, Dreiecken, kreisrunden oder punktierten Verzierungen, die zur Bewunderung herausfordern.

\*) Hier bricht der böhmische Text ab, d. h. die Fortsetzung ist auf dem Pergamentblatte abgeschnitten.



# Neuzeitliche Stickereien, Anhängsel u. Schnallen slovakischer Provenienz.

Fig. 1 a)

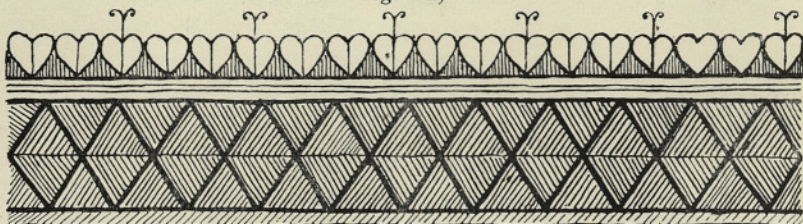


Fig. 2 a)

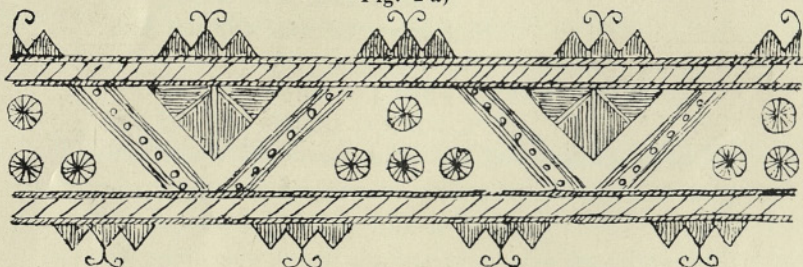


Fig. 4.



Fig. 3.

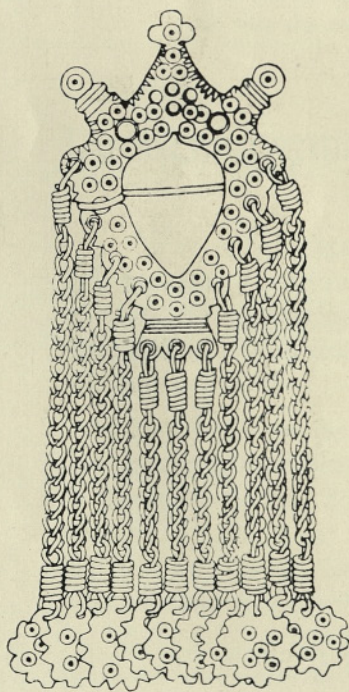


Fig. 5.

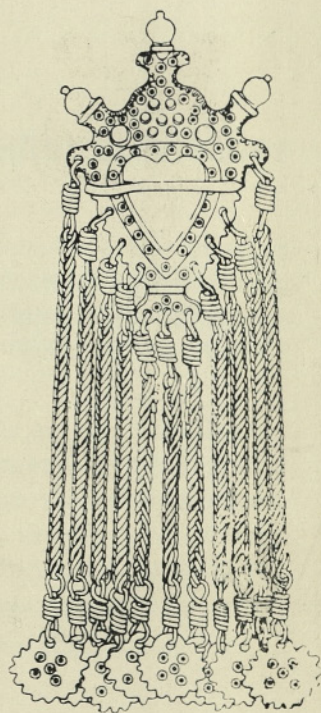
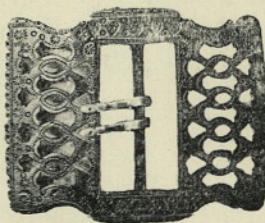


Fig. 6.





# Prähistorische Urnenornamente und Bronzegegenstände.

Fig. 1 b)

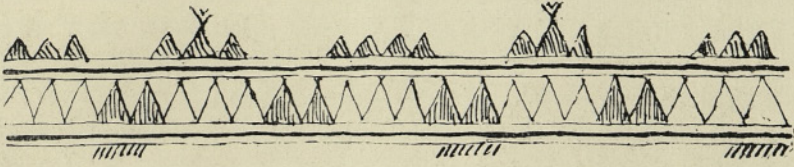


Fig. 2 b)

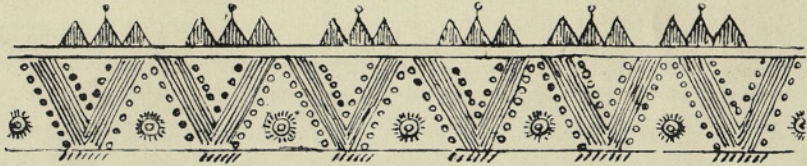


Fig. 8.

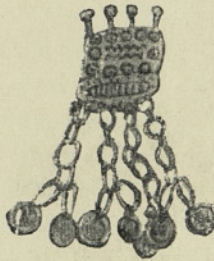


Fig. 7.



Fig. 9.

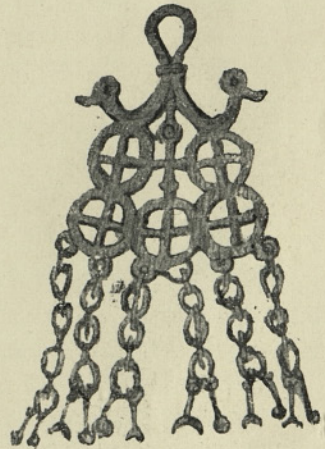
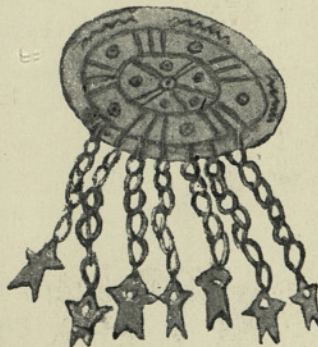


Fig. 10.





Die Ornamente dieser alten Keramik sind in die weiche Urnenoberfläche in peinlichst genauer und fortgesetzt in derselben typischen Art eingegraben, so dass niemandem die Feststellung entgehen kann, dass die Ornamentik aller Fundobjekte der genannten Periode immer die gleiche oder doch eine auffallend ähnliche ist, ja, man gewinnt den Eindruck, als wären diese Fabrikate in ganz Mitteleuropa bis hinauf in die Baltischen Provinzen, dann bis zur Adria und zum Schwarzen Meere, Erzeugnisse eines Ortes und eines Töpfers oder Metallarbeiters.

Aus dieser Tatsache geht aber weiter hervor, dass in allen diesen Gebieten ein homogenes Volk lebte, das überall die gleichen Bestattungsgebräuche pflegte und überall denselben Geschmack bei der Erzeugung oder Wahl der Grabbeigaben bekundete; ja, wir wissen noch mehr: dieselben Grabbeigaben mit denselben charakteristischen Ornamenten waren erwiesenermassen durch viele Jahrhunderte, wahrscheinlich aber durch eiliche Jahrtausende in Kontinuität.

Die Archäologen, Historiker wie Sprachforscher beschäftigt nun seit vielen Jahrzehnten die Frage, welches Volk es gewesen, das diesen natürlichen und doch hohen Kunstsinn besass, wie es hiess und wohin es später verschwunden ist. Die römischen Geschichtsschreiber erzählen zwar in einem Atem, dass die Urbevölkerung in Europa ein Volk war, das man im allgemeinen als „Kelten“ bezeichnete. Wir glauben ja dies, aber es will uns niemand offen sagen, wohin dieses Volk später verschwunden oder mit wem es vom heutigen Gesichtspunkte aus zu identifizieren ist. Doch die Antwort ist gar nicht schwer, nur muss man sie mutig und überzeugend aussprechen: jene Kelten decken sich mit den Slaven von heute. Ein Beweis hiefür ist längst erbracht: alle Fluss-, Berg- und Ortsnamen, die wir von den Kelten übernommen haben, sind nämlich slavisch, d. h. sie bezeichnen nur in der slavischen Sprache das, was sie eben sind oder was sie darstellen.

Es taucht aber allmählich, wie aus einem schwindenden Nebel, ein weiterer Beweis hiefür auf. Die Archäologen haben durch gründliche Vergleiche festgestellt, dass die Ornamentik der Keltenezeit durchaus nicht ausgestorben oder mit dem Volke verloren ist, sondern dass sie in der slowakischen Nationalstickerei, die doch allgemeine Bewunderung auslöst, geradezu ununterbrochen fortlebt.

Die slowakische Nationalstickerei mit ihren stilvollen Motiven ist es vor allem, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit der Ornamentik der Hallstatt-Periode aufweist. Die alten Stickereien der mährischen wie ungarischen Slowaken haben dieselben Motive und die



gleiche Ausführung, wie sie sich auf den Graburnen und sonstigen vorhistorischen Objekten vorfinden; auch auf ihren Ostereiern, dann den verschiedenen Erzeugnissen der Hausindustrie aus Holz, Bein, Blech oder Metall aus neuerer Zeit wiederholen sich immer die Verzierungen der ältesten Zeit, obschon ihnen die prähistorischen Vorlagen unbekannt sind. Kein anderes Volk in Europa kann sich mit so zierlicher und stilvoller Ornamentik ausweisen, wie gerade das slavische, und darunter besonders die Slovaken und die Balkanslaven.

Wären hiebei nur einzelne Fälle solcher Ähnlichkeit oder Übereinstimmung vorhanden, so müsste man einen Zufall annehmen; da aber durchwegs die nationalen Ornamente der mährischen, ungarischen und Balkanslaven so auffallende Gleichheit mit den vorhistorischen Ornamenten aufweisen, ist es geradezu zweifellos, dass diese Völker die direkten und autochthonen Nachkommen jener vorhistorischen Bewohner sind.

Vor etwa vier Jahrzehnten, als man diese Entdeckung machte, begann das Sammeln solcher Stickereien und gehörte es einige Zeit sozusagen zum guten Tone, sich mit dem Besitze einiger solcher Originalstücke rühmen zu können. Es entstand nun eine wahre Sammelwut mit derlei Objekten, was zur Folge hatte, das sie in alle Welt verschleppt wurden, so dass es heute schon äusserst schwierig ist, ein altes Stück schöner slovakischer Volksstickerei zu sehen und zu erhalten; überdies ist die Industrie seither im Absterben begriffen, als Surrogate weniger mühelos und billiger fabrikmässig erzeugt werden.

Als in den achtziger Jahren bei einem archäologischen Kongresse, unter Vorsitz des bedeutendsten Archäologen Virchow, die zufällig dem Kongresse vorliegende mährische Nationalstickerei mit den keramischen Ornamenten der Hallstatt-Periode verglichen wurde, fasste man den bedeutungsvollen Beschluss: „Die Ornamentik der hallstädtischen Periode ist mit der Ornamentik der mährischen Nationalstickerei enge verwandt.“ — Diese fachmännische Erkenntnis bestärkt jedermann weiter darin, dass die alte Ornamentik im Vergleiche mit der neuen nichts weiter ist, als eine direkte Fortentwicklung der bodenständigen Kunst unter denselben ethnographischen Prämissen.

In der Beilage [Tafel VI *a*) und VI *b*)] sind eiliche Muster von vorhistorischen und neuzeitlichen Verzierungsmotiven gegenübergestellt. In Fig. 1 *a*) und 2 *a*) sind Bordüren von Hemdärmeln slovakischer Stickereien aus Ung.-Hradisch und Kyjov abgebildet; Fig. 1 *b*) und 2 *b*) zeigen hingegen die Bordüren von prähistorischen Urnen



aus Obran (Mähren) und Sopron (Ungarn). Bei allen vier Bordüren fällt das Dreieckmotiv auf, welches sinnvoll gruppiert, ein recht zierliches Bandornament bildet.

In 2 a) und 2 b) ist die Ähnlichkeit besonders auffallend, denn das gleiche Gruppieren von je drei Dreiecken, auf dem mittleren eine Art Fahne, ferner der in der Mitte in dreieckige Flächen geteilte Raum, ausgefüllt mit kreisrunden Verzierungen, macht die beiden Bordüren wirklich „enge verwandt“.

In Fig. 3—6 sind neuzeitliche Bronzeanhängsel und eine Schnalle aus Novohrad, Orava und Liptov als Erzeugnisse der Slovaken in Ungarn dargestellt; in Fig. 7—10 sind ähnliche Erzeugnisse aus prähistorischer Zeit zu sehen, die alle von Ausgrabungen in Ungarn stammen. An allen diesen Anhängseln fällt die grosse Ähnlichkeit der Ausführung, die Form sowie die Ornamentierung (kleine Kreise in der Mitte mit Punkten) auf. Auch die Form des Kopfes bei Fig. 3, 5 und 7 ist auffallend ähnlich; die spiralförmigen Windungen an den beiden Ketienenden in Fig. 3 und 5 sind auch jedem Archäologen genügend bekannt, denn er findet derlei Spiralen sehr häufig in Brandgräbern.

Der Zweck dieser kurzen Darlegung war lediglich die neugeschichtliche Forschung auf die vergleichende Ornamentik von Einst und Jetzt zu lenken, denn auch darin liegen greifbare Beweise für die Identität der Kelten und Slaven, wenn man auch davon ganz absieht, dass wir hiefür sogar direkte Beweise besitzen, denn auf jenen spät prähistorischen Erzeugnissen haben sich die Erzeuger selbst vielfach in runenähnlichen Zeichen verewigt, und werden jene Schriftzeichen, soweit bis heute schon verlässliche Lösungen vorliegen, auch als slavische Worte gelesen.

## Altslavische Schriftproben.

### X. Ein Marmor-Palimpsest von Südrussland.

Der russische Feldmarschall Suwórov fand bei der Besitznahme des Krim i. J. 1777 daselbst uralte Erdumwallungen, welche man anfangs gewohnheitsgemäss für solche römischen Ursprungs ansah. Bei der Aufgrabung wurden verschiedene Altertümer gefunden, wovon jedoch das meiste verständnislos verschleppt wurde; selbst eine nahezu 3 m hohe Marmorsäule, die allerdings nur ein Bruchstück ist, aber eine Inschrift aufweist, wurde nicht entsprechend gewürdigt. Sie



stand später lange unbeachtet in einem Hofraume in Petrograd und gelangte dann in den Besitz des Fürsten Potjomkin; später fand sie ihre Aufstellung in den Gärten des Fürsten Radzivil in Russisch-Polen. Ueber ihr weiteres Schicksal oder den heutigen Verbleib konnte einstweilen nichts Sichereres mehr festgestellt werden.

Die Inschrift, welche Kenner weder als griechisch noch als lateinisch bezeichneten, die aber auch keinem der bekannten Alphabete der Tataren, Perser, Chinesen, Araber oder Türken angehört, ist auch deshalb bemerkenswert, weil hier zwei verschiedenartige Schriften übereinander eingemeißelt sind, sonach hier ein steinernes Palimpsest vorliegt. Die jüngere Inschrift wurde später allerdings von Archäologen bestimmt als eine altslavische erkannt; die ältere, mechanisch zerstörte Inschrift, ist in bezug auf ihre sprachliche oder ethnische Zugehörigkeit nicht bekannt, muss aber besonders alt sein; man hält jedoch dafür, dass sie in Aegypten ausgefertigt wurde. Diese Annahme hat zwar eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, aber sie fand darin ihren Boden, dass man neben der Säule auch noch das Fragment eines marmornen Sphynxkopfes mit einer ähnlichen Inschrift fand, wie es die zerstörte auf der Säule ist. Man glaubte daher, beide Stücke stammen aus Aegypten, weil die Schriftcharaktere auch viele Aehnlichkeit mit jenen auf ägyptischen Mumien haben.

Ueber den Zweck der Säule stellte man allerlei vage Vermutungen auf. Am meisten fand die Ansicht Beachtung, dass sie vom ägyptischen König Sesostriß stamme, der auf seinen Eroberungszügen überall Säulen errichten liess, und namentlich weil Herodot (II. 102, 103, 106) erzählt, er habe auf diesen Säulen allorts die Tatsache verewigt, ob sich ihm ein Volk tapfer entgegenstellte oder ob es sich feige ergab; in letzterem Falle wurde am Schlusse der Inschrift immer eine weibliche Scham skulpturell angefügt. Ist diese Erzählung an sich höchst unglauwürdig, da die Bewohner solche beschämende Wahrzeichen gewiss sehr bald vernichtet hätten, ist Sesostriß selbst nur ein sagenhafter König, der übrigens in den Kaukasusländern keine Eroberungen machte. — Andere meinten, die Säule stamme vom Bosporanenkönig Leukon II., der in Pantikapäum (Chersones) residierte. Es sei dies ein Reichsgrenzzeichen gewesen und gehörte die Schrift einer kaukasischen (?) Sprache an. Freilich wusste man sich da wieder keinen Rat, wie man dies mit der Inschrift auf dem Sphynxfragmente in Einklang bringen soll, denn an die Möglichkeit, dass eine solche Skulptur doch nicht unbedingt ägyptisch sein muss, wagte noch niemand zu denken.



Immerhin ist man aber damit der augenscheinlichen Bestimmung der Säule als Grenzzeichen bereits wesentlich nähergekommen. Schon die erste Schrift enthielt wahrscheinlich nur eine Orientierung über die Grenze. Als aber gelegentlich die Besitzgrenze wechselte, musste natürlich auch die Inschrift geändert werden. So kommt es auch, dass die spätere Schrift, wie meistens auch bei Pergament-Palimpsesten, senkrecht über die erstere zieht, d. h. die ältere läuft horizontal, die jüngere aber von oben nach unten. — Dass aber Herodot diese Säulen alle den Aegyptern zuschrieb, ist nahelegend, denn er kannte ausser den Griechen und Aegyptern überhaupt keine anderen Kulturvölker an.

Ein eigentümliches Zusammentreffen bringt aber vielleicht auch einige Klärung in die sprachliche Zugehörigkeit der älteren Schrift, denn diese kann eine slavische Runeninschrift sein, analog wie sich eine solche auch auf der ägyptischen Mumienbinde im Landesmuseum in Zagreb (vgl. auch: »Slav. Runendenkmäler, S. 109) vorgefunden, und die offenkundig einen slavischen Text enthält. — Die alten Slaven schrieben eben einmal mit Runen, mag dies nun in Europa, Asien oder Afrika gewesen sein. Um aber dies zu erfassen und solche Rätsel lösbar zu machen, muss man jedoch vorerst mit den heutigen Vorurteilen über die einstige Kulturlosigkeit der Slaven radikal brechen.\*)

V. T. Ugorskij.

## Sammelstelle für altslavisches Sprachgut.

»**Krčmar**« = Wirt, Gasthausbesitzer. Dieser Begriff kommt in gleicher Bedeutung schon in einem altpreußischen Gesetze v. J. 1307 in der Form »Krätschmar« vor. — Die so häufigen Familiennamen »Kratschmer, Kretschmer« im Deutschen sind daher nur ein verballhorntes »Krčmar«. ž.

»**Krvarina**«. — Hiemit bezeichnen die Balkanslaven sowie die Albanesen seit altersher das Blutgeld, das Sühngeld, denn unter gewissen Vorbedingungen kann man einen Totschlag, einen missglückten Mord oder eine schwere Verwundung statt der »Blutrache« auch mit Geld sühnen. Das Wurzelwort ist »krv, krev« = Blut.

\*) Leider konnte hier kein Bild, daher auch keine verlässliche Lösung der Inschriften gebracht werden, da die Sendung eines alten Werkes (Olenin), das jene Reproduktion enthält, infolge Kriegsausbruches nicht mehr rechtzeitig der Redaktion zukommen konnte. Nichtsdestoweniger wurde der Artikel schon deshalb veröffentlicht, damit jene Inschrift nicht vergessen und deren Text später entziffert und öffentlich mitgeteilt werde.



»Šot«, — In alten Urkunden wird die Münze »scotus, scat, scatus« vielfach erwähnt und als eine solche lateinischen Ursprungs angesehen. Augenscheinlich ist aber »scotus« nur die romanisierte Form für »šot« (analog wie der Lateiner »scola« sagt, der Slovene »šola«, der Deutsche »Schule«), das im Slavischen als eine Münzeinheit für die Zolltaxe galt, und in der Raffelstettner Zollordnung (904 oder 906) tatsächlich als **Grenza b g a b e** bei Passierung der bayrisch-oberösterreichischen Grenze vorgeschrieben war. Die Slovenen verstehen noch heute unter »sotar« den **Flur-, Grenz w ä c h t e r**; die ursprüngliche Form muss aber »šot« (= Grenze) gelautet haben, da sie sich in dieser Form sowohl als häufiger Orts-, Volks- und Familienname erhalten hat, wie z. B. in: Soteska, Suteska (= Grenzschlucht, Engpass, der zugleich eine Grenze bildet), Skotitas (Ort in Lakonien) Scotusa (Stadt in Thessalien), Schott, Schottwien, Schöttel, Schöderberg, Schottland (Scotia) u. a. — Auch in der nautischen Sprache haben die »Schotten« eine sinnverwandte Bedeutung; so nennt man nämlich jene eisernen Wände im Schiffskörper, die das eindringende Wasser bei einem Leck **b e g r e n z e n** sollen. — Im Deutschen bildete sich aus der Form »scat, scot« dann der Sammelbegriff **S c h a t z**, d. i. eine grössere Zahl von »scats«. — ž.

»Trapeza«. Auf Seite 66 wurde beim Begriffe »trapeza« erwähnt, dass man den Tisch nach der Mahlzeit **a u f h e b t**, d. h. an die Wand befestigt, weshalb er auch mit Charnieren versehen ist. So scheint es aber auch in Frankreich oder in Bayern gewesen zu sein, denn im Parcival schreibt Eschenbach, dass die Tische rings im Saale standen und dass man dann die Tische hob, um tanzen zu können. Es macht den Eindruck, als wären auch hier die trapezförmigen Tische nur an Charnieren befestigt und zur Wand geklappt worden, wenn man Raum zum Tanzen gewinnen wollte, da man über zwei so grosse Räume eben nicht verfügte. Demnach muss man die alte deutsche Sprechweise »den Tisch aufheben« für »die Mahlzeit beenden« auch wörtlich nehmen und sie nicht als eine haltlose Redensart ansehen.

Es ist überdies bekannt, dass die Kroaten in Slavonien und Bosnien das Wort »trapeza« fast durchwegs als »trpeza« aussprechen. Es ist wahrscheinlich, dass sich erst aus der Form dieser Tische dann der geometrische Begriff »Trapez« bildete. B.

»Tul«. — Eine Ergänzung der Erklärung dieses altbekannten Begriffes (s. S. 67) bietet auch der Umstand, dass in den böhmischen Gegenden (übrigens auch anderswo) der **Schleifsteinbehälter** der Mäher gleichfalls »tul« genannt wird, da er ja auch eine Art



Köcher ist. — Es ist unfassbar, wieso so viele böhmische wie sonst slavische echte, schöne und allgemein gebräuchliche Begriffe bei der Aufnahme in die Wörterbücher übersehen werden konnten; es ist daher noch eine grosse Arbeit zu verrichten, ehe diese Unzukömmlichkeit wieder gutgemacht wird. S.

**Viha** (böhm.), **veha** (slov.) — So benennen die meisten Slaven ein Strohsignal, den Strohwich als Warnungs- oder Orientierungszeichen; namentlich kommt dieser Begriff in alten böhmischen Urbarien wiederholt vor. — Im Deutschen bildete sich hiefür, der üblichen Diphthongierung folgend, der Begriff **Weiche**, d. i. jene Stelle, die gekennzeichnet ist, um nicht betreten zu werden, der man daher ausweichen muss. H.

»**Ven**«. — Altslav. = Grenze. Im »Wessobrunner Gebet«, einer althochdeutschen Handschrift aus dem Anfange des IX. Jahrhunderts, findet sich schon die erweiterte Form »wenti« in derselben Bedeutung vor. Der bildlich wie sprachlich verwandte deutsche Begriff ist: **wenden**, die **Wende**, d. h. die Zeit oder der Ort, welche eine Handlung begrenzen. H.

»**Vondan**«. — In der Romanze »Das Kampfspiel« der Königinhofer Handschrift kommt dieser Begriff in der Bedeutung: **erschöpft**, **entkräftet** in den Versen:

»I tak uondána běsta,

oba z dráhy vystúpista«. (Als nun beide erschöpft waren, traten sie aus dem Kampfplatze.)

Man hielt dies nun allgemein für einen Germanismus, doch ist dies vollkommen unlogisch, denn weshalb soll das Zeitwort »vondati« (= herausgeben) ein Germanismus sein, da es geradeso gebildet ist, wie etwa »izdati« (= ausgeben, verraten), »oddati« (= abgeben), »vydati« (= ausgeben, ausliefern?) — Auch die Slovenen gebrauchen den Begriff »vundan« in gleichem Sinne, und hat sich bei diesen gleichfalls die Ansicht eingelebt, als ob dies ein arger Germanismus wäre, was natürlich auch unzutreffend ist. Ž.

»**Zeman, Zemjanin, Zemjenik**«. — Die Etymologie dieser Hoheitsbegriffe, welche in den verschiedensten Formen und seit den ältesten Zeiten bei den Nordslaven im Gebrauche standen, scheint im deutschen Worte **Grundherr** am prägnantesten wiedergegeben zu sein. Das Grundwort ist »zemlja, země« = die Erde, der Grund, der Kulturboden. In der Mythologie der alten Preussen erhielt der Begriff sogar schon einen mythologischen Wert; man glaubte, dass dies der Gott der Landleute war, was ja organisch richtig ist, wenn man den



Grundherrn eben als ein höheres Wesen ansah. — Im Altböhmischen — wie z. B. in der Königshofer Handschrift — hat der Begriff »zeman« und »zemanka« die Bedeutung von: Edelmann, Edel-  
f r a u. — Ž.

## Wissenschaftliches Allerlei.

Nochmals: »Hat der »Barbar« Attila Münzen  
geprägt?

Der Artikel »Hat der »Barbar« Attila Münzen geprägt?« (3. Heft, S. 242) hat mit dem Apell an die Oeffentlichkeit eine weitere Klärung gebracht.

Der k. k. Obergemeter Fr. Kačena (Prag) sandte der Redaktion eine Attila-Münze zu; derselbe kam seiner eigenen Mitteilung nach auf folgende Art zu dieser numismatischen Kuriosität. — Er erhielt i. J. 1894 als Geometer in Bosnien den Auftrag einen Teil der staatlichen Wälder im Kreise Bos. Gradiska (Berbir) zu vermessen, die an deutsche Kolonisten übergeben werden sollten. Diese zogen auch ein und begannen ihre Kulturarbeit. Beim Graben eines Brunnens fanden sie im Schotter eine grössere verkrustete Münze. Sie kochten sie in Milch aus, rieben sie sodann mit einem Tuche ab und glaubten nun, da sie gelb schimmerte, sie bestehe aus Gold, obschon das relativ leichte Gewicht dagegen sprach. Als der Geometer gelegentlich bei den Kolonisten zu tun hatte, zeigten sie ihm die Münze und fragten ihn nach Alter und Wert derselben. Er erklärte ihnen nach entsprechender Besichtigung, die Münze sei aus Bronze, habe daher keinen Edelmetallwert, sie gehöre aber ihres Alters sowie ihrer Seltenheit wegen in ein Museum. Sie widmeten ihm nun die Münze mit dem Bemerken, er möge sie behalten, falls sie für ihn Interesse habe, umso mehr er ihnen viel Gutes erwiesen habe.

Seither blieb die Münze in Verwahrung jenes Geometers, der sie sorgfältig hütete, zumal er in keinem Museum auch nur eine ähnliche vorfand; so oft er sie jedoch jemandem zeigte, musste er hören, dass sie ein Falsifikat sei.

Diese in Fig 1a) und 1b) in Originalgrösse dargestellte Münze ist jedoch tatsächlich kein Original, aber auch keine Fälschung, sondern nur eine verkleinerte N a c h p r ä g u n g einer offenkundig echten Attila-Münze, wie eine solche im »Römerwalle« von Passau gefunden wurde, und besitzt der Verfasser auch eine solche, deren Fundort aber nicht mehr bekannt ist, da sie schon längere Zeit einer



numismatischen Sammlung angehörte. Fig. 2 zeigt die Aversseite der echten Attila-Münze in Originalgrösse. \*)

Wir wollen nun die Münze Fig. 1 abtun. Dieselbe als ein Falsum zu bezeichnen ist niemand berechtigt, da sie auch niemanden täuscht. Sie ist schon einmal nicht gegossen, wie die Vorlage, sondern geprägt; sie ist viel kleiner gehalten, als die Vorlage; sie trägt die Zahl



Fig. 1a)



Fig. 1b)

»441«, womit wohl die Einnahme Aquilejas festgelegt sein soll, die auf der Vorlage fehlt und nebstbei unmöglich ist, weil die christliche Aera erst im VI. Jahrhunderte vom Abte Dyonisius Exiguus angeregt wurde und erst im VIII. Jahrhunderte praktische Ver-



Fig. 2.

wertung anzunehmen begann. Ueberdies muss der Nachmodellleur eine abgewetzte Vorlage gehabt haben, nachdem er die Details der Hauptfigur nicht voll erkannte, was noch später dargelegt werden soll. Diese Nachprägung ist daher ein eigenartiges Kuriosum, das wahrscheinlich für Numismatiker hergestellt wurde, was bekanntlich

\*) Die Reversseite ist jener in Figur 1b) gleich, aber hier nicht illustrativ dargestellt, weil sie ziemlich stark abgewetzt ist. — Da auch die Nachprägung der bisherige Besitzer dem Verfasser verehrte, können Interessenten nun beide Münzen beim Verfasser besichtigen oder nachprüfen. — Die Meinung, dass die Passauer Münze aus Silber und vergoldet sei, dürfte wohl ein Irrtum sein; wahrscheinlich ist sie auch aus Messing.



in jenen Fällen erfolgt, wenn ein Original höchst selten, in festen Händen oder überhaupt nur in einem Exemplare vorhanden ist. Wann die Nachprägung erfolgte, ist deshalb schwer zu bestimmen, weil die Münze einerseits recht neuzeitlich aussieht, andererseits aber die Fundstelle dagegen spricht, denn sie wurde etwa 30 cm tief an der Grenze der Humus- und Schotterschichte gefunden. Dahin konnte sie wohl nur durch die Pflugschar eingedrungen sein; doch standen daselbst i. J. 1894 schon mehr als hundertjährige Eichen, es wäre denn, dass sich infolge der Inundationen in verhältnismässig kurzer Zeit eine so beträchtliche Humusschichte gebildet hätte. Das Alter dieser Nachprägung muss daher doch mit mindestens 200 Jahren angesetzt werden. — Diese Nachprägung verdient — abgesehen vom Liebhaberwert — in bezug auf die künstlerisch hochgespannte Ausführung in der Münzprägekunde gewiss eine entsprechende Beachtung.

Von unvergleichlich höherem Werte ist jedoch die Münze in Fig. 2, denn sie bringt uns überraschende Aufklärungen über Dinge, die wir wohl schon ahnten, aber bisher doch zu wenig kulturhistorisch belegt vorfanden.

Die Münze ist aus Bronze gegossen; die Umschrift »Attila rex« und »Aquileja« ist wohl ziemlich derb ausgefallen, hingegen ist die Hauptfigur gut gelungen. Da aber zugleich eine Oese mitgegossen ist, diente diese Münze wohl auch kaum je als Zahlungsmittel, sondern dürfte überhaupt gleich als Medaille erzeugt worden sein. Es war dies demnach entweder eine Erinnerungsmedaille an Attila als Sieger von Aquileja, oder aber galt das Stück als Talisman oder Amulett für die Krieger, was aus folgendem geschlossen werden kann.

Es stellt sich hier eine neue überraschende Bestätigung ein, dass die wendisch-heidnischen Devotionalien, wie sie in Žukovičs Werke: »Slavische Runendenkmäler« (S. 17—45) beschrieben sind, doch echt sind, nachdem hier wieder dieselben Voraussetzungen, wenn auch in einer ganz anderen Form, auftauchen. Die richtige Erklärung für das Aversbild der Medaille wird aber erst auf dieses hin möglich. In der Hauptfigur ist nämlich durchaus nicht das Portrait Attilas angebracht, sondern in dieser hat der Medailleur nur in äusserst genialer Weise den menschlichen Kopf mit jenem eines Löwen kombiniert, was schliesslich auf den ersten Blick auffällt. Dass dabei die Physiognomie Attilas weitgehendst berücksichtigt wurde, ist wahrscheinlich, denn z. B. die südslavische, typisch herabgebogene Nase behielt der Künstler bei, trotzdem er dabei das äussere Gepräge des Löwenkopfes durch Verschiebung des Mittelgesichtsstückes hervorbringen musste. — Ueberdies sitzt auf dem Kopfe eine Gans und auf dem Brustharnisch ist auch nicht ganz zufällig ein Stierkopf in Relief angebracht. Die Hauptfigur trägt also hier genau so die Trias der militärischen



Kardinaltugenden tierallegorisch zur Schau, wie alle Radegast-Statuetten nordwendischer Provenienz, die überdies slavische Runeninschriften aufweisen. (Vergl. Fig. 3—5.) Der Löwenkopf deutet auf den persönlichen Mut, der Stierkopf auf die Stärke und die Gans auf die Wachsamkeit des Feldherrn, des Kriegsgottes oder des Kriegers im allgemeinen.\*)

Fig. 3.



\*) Dass die Gans ein weit verlässlicheres Tier für die nächtliche Wachsamkeit ist als der Hund, scheint den militärischen Kreisen heute nicht mehr bekannt zu sein. Die Gans hört das subtilste Geräusch, und gibt solches, je näher es kommt, mit einem immer lautlich gesteigertem Gegacker an. — Die kapitolinischen Gänse bilden jedoch, soweit bekannt, die einzige geschichtliche Erwähnung dieses ergänzenden Hilfsmittels für den Wachdienst in den Fortifikationen.



Unsere Medaille gibt uns auch sonst verschiedene wertvolle Aufklärungen. — Vor allem ist es klar, dass ihr Alter ein mit Attila synchronistisches ist, sie daher ungefähr aus dem Jahre 450 stammen muss, denn es ist völlig unverständlich, dass jemand nach Attilas Tode ihm in dieser Form eine Ehre erwiesen hätte, da ja hiezu — wenigstens geschichtlich — nicht der geringste Anlass zu entdecken

Fig. 4.



Fig. 5.



ist. — Eine weitere Bedeutung hat die Medaille auch für die Aufklärung der altslavischen Kulturgeschichte, denn sie zeigt, dass die Altslaven tatsächlich Bronzeskulpturen erzeugten und dass sie die militärischen Haupttugenden schon in ältesten Zeiten allegorisch darstellten, denn die Idee für die bildlichen Darstellungen der Medaille wie der Devotionalien hat jedenfalls einen gemeinsamen Ursprung, und ist in beiden Fällen von hochwertiger künstlerischer



Konzeption. Augenscheinlich ist aber die Medaille weit jünger, als die Devotionalien, doch muss zur Zeit, als die Nachprägung (Fig. 1) erfolgte, der Umstand mit den drei allegorischen Soldatentugenden schon in Vergessenheit geraten sein.

Besonders willkommene Ergänzungen gibt uns aber die Medaille auch betreffs des Zeitalters Attilas, denn sie bringt neue Beweise zu, dass alle geschichtlichen Daten über die Hunnen unwahr oder in der dermaligen Fassung unmöglich sind. Die Figur selbst ist mit Panzer und Kettenhemd bekleidet; das stimmt recht wenig zu den bekannten Schilderungen über die völlige Kulturlosigkeit der Hunnen. Auf Attila, die »Geißel Gottes«, werden Denkmünzen geprägt; wer soll einem solchen Wildling par excellence eine solche Kultur- und Kunstehre erwiesen haben, falls keine begründete Veranlassung vorlag? Tat man es aus Servilismus, wofür eventuell die lateinische Umschrift sprechen würde, so beweist dies nur wieder, dass es damals doch eine relativ hohe Kultur gab. — Weiters wird Attila als überaus hässlich geschildert; dieses Urteil ist wahrscheinlich erst der Medaille entnommen, und konnte demnach nicht anders ausfallen, denn ein Tituskopf kann aus dem Zusammenfließen eines Mannes- und eines Löwenkopfes niemals werden. Solche Kombinationen waren aber einst tatsächlich gangbar, weil sich analoge Bilder auch bei den wendischen Bronzeskulpturen vorfinden.

Wir wissen aber heute auch, dass die geschichtlichen Ereignisse der Hunnenzeit gefälscht oder entstellt sind, weil sie durchwegs Behauptungen enthalten, deren eine die andere aufhebt. Nach allem, was bis jetzt zu entnehmen ist, war Attila ein hochangesehener *s u d s l a v i s c h e r* Fürst. Die bekannte Erzählung, dass ihm die byzantinische Kaiserstochter Honoria heimlich einen Heiratsantrag stellte, würde auch dafür sprechen. Desgleichen die Heirat der Burgunderfürstin Krimhilde, denn die Brautfahrt ging über Wien donauabwärts; eine tiefere Klärung kann jedoch in diese unverständliche Begebenheit erst kommen, bis die Urquelle des Nibelungenliedes aufgedeckt sein wird. — Nach Attilas Tode verloren sich die Hunnenhorden angeblich in den Volga-Steppen und das Volk löschte sich selbst auf der Völkertafel aus. So die Geschichte. Aber im VIII. Jahrhunderte fallen die Hunnen — es waren dies angeblich Kroaten — in Kärnten ein; im X. Jahrhunderte gab es in Norddeutschland ein mächtiges Hunnenvolk, mit dem der deutsche Kaiser ein Bündnis schloss. Im XII. Jahrhunderte wohnten Hunnen nördlich des Schwarzen Meeres, wie das Igor-Lied sagt. Auf den Katalaunischen Feldern, deren Lage man überhaupt nicht kennt, die aber vor allem am Balkan zu suchen sind, wurde Attila angeblich vollkommen geschlagen, woraufhin ihm



aber der Kaiser von Byzanz den Tribut erhöhte, also Vorkommnisse, die jeder nüchternen Logik Hohn sprechen. Nach allem ist auch zu bezweifeln, ob Attila je Aquileja zerstörte, denn es scheint eher, dass er das Gebiet und die Stadt eroberte, und dort, wenn auch nur vorübergehend, residierte.

Es wird daher dringend notwendig die Zeit Attilas von Grund aus und unter Heranziehung aller ältesten geschichtlichen wie kulturellen Belege völlig von neuem zu durchforschen, denn die ganze Völkerwanderungsepisode in der Geschichte scheint nichts weiter als ein gut erfundener Trick zu sein, um die Bodenständigkeit der Slaven in Europa zu verdunkeln und gerade diese europäische Grundkultur, auf die später allerdings andere Reiser aufgepfropft wurden, unglaubwürdig zu machen. Doch die helle Sonne der objektiven Forschung bringt immer weiteres Licht in diese Falschmünzerei der Völkergeschichte.

M. Žunkovič.

#### »V. Hanka fecit?«

(Beitrag zur neuen Lesung des Kryptogrammes in der Handschrift von Grünberg.)

Es handelt sich uns hier nicht darum die ziemlich umfangreichen Abhandlungen über die Echtheit der Handschrift von Grünberg noch zu vergrössern, sondern nur um einen Erklärungsversuch des rätselhaften Kryptogramms auf Seite 4, 3. Zeile von unten (s. auch Tafel V.).

Im Jahre 1899 kombinierte, dichtete, eliminierte, drehte und wendete Prof. L. Dolanský jene Zeichen so lange herum, bis er ein »V. Hanka fecit« herauslas, welche »Entdeckung« die Gelehrten wie Laien derart hypnotisierte, dass die Handschrift von Grünberg, wie auch jene von Köningin Hof, von nun an, wie selbstverständlich, als notorische Fälschungen angesehen wurden; einer einfachen Nachprüfung unterzog aber unglaublicherweise jene »Entdeckung« niemand.

Die Lesung Dolanskýs ist jedoch völlig unhaltbar und nebstbei direkte bei den Haaren herbeigezogen, wovon wir uns schon aus der Kopie des Kryptogramms in Palacký-Šafaříks Werke: »Die ältesten Denkmäler der böhmischen Sprache« (1840) mühelos überzeugen können (s. Fig. 1). Die Stelle ist ein Chronogramm, dessen vier erste Buchstaben als **An Dī**, d. i. »Anno Domini« zu lesen sind; die weiteren Zeichen deuten folgerichtig eine Jahreszahl an, u. zw. augenscheinlich eine dreiziffrige; deren Lesung muss jedoch unentschieden bleiben, bis vielleicht durch weitere Vergleiche mit alten Chronogrammen eine positive Deutung herbeigeführt wird.



Was mit dieser Stelle in der Grünberger Handschrift geschehen ist, bleibt ein Rätsel. Tatsache ist, dass an dieser Stelle paar Textworte sein müssten, die der Zusammenhang des Inhaltes erfordert. Diese sind jedoch nicht dort; hingegen hat jemand später den leeren Zeilenrest mit obigem Chronogramm ausgefüllt, ein folgender ihn aber wieder mit Zinnober überstrichen, so dass später erst die Photographie die untere Schrift hervorzaubern konnte. Doch hat der Ueberstreicher dafür gesorgt, dass der nun gedeckte Text nicht völlig verloren gehe, denn er hat ihn auf die Farbfläche in punktierter, daher weniger auffallender Manier übertragen.



Fig. 1.



Fig. 2.

Lesen wir nun die Stelle als »An. Di.«; so lesen wir n a t ü r l i c h; wie gelangt aber Dolanský zu seinem Resultate: er dreht gleich das A um, um das erwünschte V zu erhalten; er dreht das D um und erhält das notwendige a; das vierte Zeichen (offenkundig i) passt ihm nicht; er lässt es aus, indem er es mit dem d zu einem gotischen n gestaltet; ein k kombiniert er aus den oberen Schnörkeln und dem selbstkonstruierten n; der sechste Laut, ein a, enthält angeblich auch ein e, c und j; letzteres ist jedoch als i zu lesen; er braucht diese, daher dichtet er sie zu; das f und t dreht er jedoch nicht um. Dolanský findet in: Kryptogramm lateinische wie gotische Buchstaben vermischt; wir nicht. Er liest auch ein »fecit«, weil er es hiezu braucht; dass es im Kryptogramm nicht steht, auch als Abbraviatur nicht, liegt ausser Zweifel. Bei Anwendung einer solchen gewalttätigen Gymnastik lässt sich schliesslich aus jedem Texte alles lesen, was man haben will.

Hanka, welcher dieses Chronogramm eingeschmuggelt haben soll, um sich als genialer Fälscher selbst ein Denkmal zu setzen, wie dessen



Gegner behaupteten, las diese Stelle als »u niei stasta« (»bei ihr standen«), andere deuteten sie wieder anders; die wahre, handgreifliche Lösung brachte jedoch niemand. Die in Fig. 2 besonders hervortretenden dunklen Striche, die ein »geistreicher« Prager Universitätsprofessor als »lump« (Hanka) entdeckt haben wollte, sind keine Buchstaben für sich, sondern es hat offenkundig jemand in längst vergangener Zeit das verblasste Chronogramm nachgebessert, damit es wieder leserlicher werde.

Hiemit ist, wie wir glauben, das berüchtigte »V. Hanka fecit« aufgeklärt und der falsche Alarm, den Prof. Dolanský hiemit verursachte, hoffentlich dauernd beigelegt. Ob die Grünberger Handschrift nun weiter als echt oder als gefälscht gehalten wird, ist einerlei; wir wollten hiemit lediglich beweisen, dass der »sensationellste« Beweis für die Fälschung derselben schon im Prinzip falsch, d a h e r v ö l l i g w e r t l o s i s t; dass aber auch diese Schriftstelle sehr alt ist, darüber besteht wohl kein Zweifel. — Jos. Vl. Hrubý.

**Anmerkung der Redaktion.** — Dem Uneingeweihten wirft sich die Frage auf, wieso es je möglich war, auch nur einen Gläubigen für diese sichtlich haarsträubende »Entdeckung« Dolanskýs zu finden, da sie ja doch nur von einem Phantasten oder pathologisch Belasteten stammen konnte. Wer jedoch den subtilen Zweck der Fälschungserklärung der altböhmischen Handschriften seitens gewisser böhmischer Universitätsprofessoren sowie die Psychologie ungesunden Strebertums kennt, findet auch den festen Boden für diese Möglichkeit. — Dem Professor Masaryk handelte es sich seinerzeit, wie einst dem Herostratos, sich auf irgendeine Weise rasch einen Namen zu machen. Dazu schien ihm das Wegwerfen des Wertes der schönen altböhmischen Handschriftenliteratur pro forma, — denn den wirklichen Wert konnte sie deshalb doch niemals einbüßen —, wie geschaffen, um unter dem Mantel geheuchelter Deutschfreundlichkeit rascher seine Ziele zu erreichen. Unter Masaryks Helfershelfern hat nun Dolanský mit seinem »V. Hanka fecit« wohl den unsinnigsten Beitrag hiezu geliefert. —

### Die Magyarisierungsmethode der slavischen Ortsnamen.

Im 2. Hefte des »Staroslovan« war auf Seite 164 folgender Satz zu lesen:

»Die Militärkarten haben einen wichtigeren Zweck, als eine Ablagerungsstätte von Etymologien beschränkter politischer Beamten zu sein. Truppen- und Generalstabsoffiziere wissen da manche Episode zu erzählen, die durch solche Willkürlichkeiten schon im Frie-



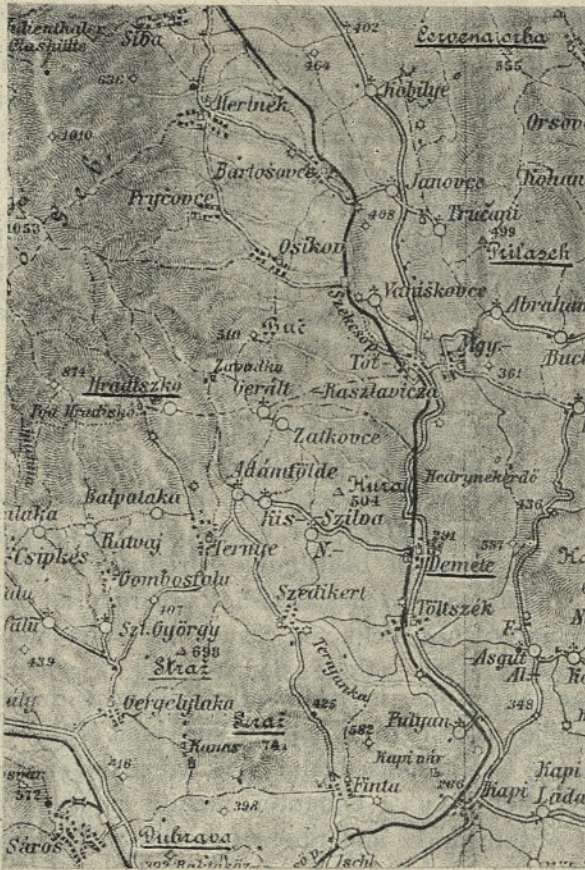
den zu grossen, mitunter recht unangenehmen Folgen führte; der Feldzug 1866 in Böhmen hat auch schon so manchen bedenklichen Fingerzeig hiezu gegeben; und ist es gänzlich ausgeschlossen, dass wir unsere Militärkarten im Ernstfalle nicht mehr benötigen werden? -- Für solche gefährliche Witze ist dies jedenfalls das unrichtigste Feld usw.« — Dieses am 15. Juni 1914 ausgesprochene prophetische Wort hat sich bereits erfüllt.

Um nun ein anschauliches Bild zu geben, wie sich die Metamorphosen des magyrischen Chauvinismus bei der Unterdrückung oder Verballhornung der slavischen Ortsnamen schichtenweise präsentieren, wird im Nachfolgenden ein kleines Gebiet, zwischen Bartfeld und Eperies gelegen, illustrativ geboten. Das eine Kartenbild zeigt die Ortsnamenformen, wie sie noch in der Generalkarte v. J. 1909 offiziell gebräuchlich waren, das zweite jene v. J. 1911, um darzulegen, was in Ungarn an Magyarisierung der Ortsnamen innerhalb zwei Jahren amtlich geleistet wird.

Es seien hier nur einige krasse Differenzen hervorgehoben, die mitunter sogar einen tragikomischen Charakter tragen, weil sie offen hinweisen, dass es sich dabei den Magyaren durchaus nicht darum handelt den Kriegszweck zu fördern oder die Geschichte oder Sprache berichtigen zu wollen, sondern nur darum, dass die Ortsnamen ihre slavische und geschichtlich begründete Originalität und Bedeutung einbüssen, d. h. ein magyarisches Gepräge erhalten. Ist aber schon an sich etwas Unnatürliches nicht von Dauer, so weiss man auch, dass das bodenständige Volk solche Kunst- und Zwangsnamen überhaupt nicht anwendet oder in absehbarer Zeit nostrifiziert. So wurde z. B. aus »Kobilje« zuerst ein »Kobilye« und dann (1911) ein »Lófalú«. Der magyarische Ortsnamenschuster ging dabei folgend vor: da »kobilja« im Slavischen Stute bedeutet, meinte er, der Ortsname sei identisch mit »Stutendorf« und übersetzte diesen Namen ins Magyarische als »Lófalú«, d. i. Pferdendorf. — Dass dieser Ort zuerst »Kopilje«, also etwa: Schanzenort, Wallgebiet (»kopati« = graben) lautete, davon hatte der Magyarisator natürlich keine Ahnung, und so fiel ein ehrlicher historischer Ortsname einer wahnwitzigen sprachlichen Brutalität von Amts wegen zum Opfer. Die Dorfbewohner — es ist ein rein slovakisches Dorf — fühlen zwar weiter diese alberne Vergewaltigung nicht; sie lachen nur darüber, denn als ich nach dem Ortsnamen fragte, nannten sie ihn unisono »Kobilje«. Mein Hinweis, dass auf der Ortstafel doch »Lófalú« steht, wurde dahin aufgeklärt, dass auf der Tafel allerdings ein ungarischer Name aufgeschrieben sei, aber um diesen Namen schert sich niemand.



Weiter wurde »Janovce« zu »Berczalja«, hingegen »Vaniškovce« zu »Iványos«; »Bartošovce« zu »Bartosfalva«, »Osikov« zu »Osziko«. Besonders erbärmlich erscheint aber bei dieser Barbarei die Namensänderung der Orte »Hradiszko« und »Pod Hradisko«, — siehe schon die Inkonsequenz in der Schreibweise des s —, in »Radoskö« und



Generalkarte a. d. J. 1909.

»Radosköalja«, wobei es sich dem Magyarisator lediglich um die Verunreinigung des Originalnamens handelte, damit dessen Slavizität verwischt wird und die Erkenntnis, dass hier einst ein slavisches »hradisko« (= Wallburg) stand, dem magyarischen Geschichtsfälscher nicht weiter im Wege stehe.

Gegen derlei barbarische Sprachperversitäten sollte sich schon längst die ganze wissenschaftliche und Kulturwelt energisch gestellt haben. Freilich werden alle diese sinnlosen Namen mit jenem Mo-



mente wieder gegenstandslos, als einmal eine grosszügige sprachliche Aufhellung der allgemeinen Ortsnamenbildung einsetzen wird, denn da wird man mit der sprachlichen Entkernung doch wieder die alten Ortsnamen, die sich glücklicherweise in den verschiedenen Werken originell erhalten haben, hervorholen, alle gewaltsam kon-



Generalkarte a. d. J. 1911.

struierten Namen aber vollends ignorieren müssen. — Welche Nachteile diese chauvinistischen und im Prinzip eigentlich auch unpatriotischen Geschmacklosigkeiten der militärischen Sache im jetzigen Kriege brachten, darüber kann jedoch erst, bis eine Uebersicht da ist, ausführlicher gesprochen werden.

Sonderbar ist es aber, dass z. B. die slavischen Höhengnamen in derselben Gegend, wie: Straž (zweimal), Prilasek, Buč, Červena orba, Hura u. ä. sogar die Magyaren nicht besonders interessieren, weil



sie dieselben so belassen, wie sie sie vorgefunden haben. Der Grund liegt zweifellos darin, dass ein Ortsname doch in politischer Hinsicht ein dankbareres Magyarisierungsobjekt ist, als irgendeine Höhe, auf der man nicht einmal auffällig eine Namensänderungstafel anbringen kann, und wo es noch aussichtsloser ist bei der nahezu ungemischt slovakischen Bevölkerung mit der zwangweisen Umbenennung einen praktischen Erfolg zu erzielen.

Die politische Seite dieser Gewalttätigkeiten mag uns im allgemeinen irrelevant bleiben; vom rein wissenschaftlichen Standpunkte hingegen haben die Magyaren mit dem Ueberfalle auf die geschichtliche Integrität der Ortsnamen der Mitwelt durchaus keinen Kulturbeleg geboten.

Hptm. A. J.

#### Der böhmische Adel vor dem Jahre 1620.

Karl v. Bienenberg, der i. J. 1778 das Werk: »Versuch über einige merkwürdige Altertümer im Königreiche Böhmen« (Königgrätz) ausgab, veröffentlicht darin (S. 133/III.) das böhmische Epitaph des i. J. 1620 am 1. Feber,<sup>\*)</sup> also vor der Schlacht am Weissen Berge, verstorbenen Edlen Heinrich von Slavata, und fügt hieran folgende Bemerkung:

»Man merke wohl, dass diese Aufschrift in der Landessprache gesetzt seye, welches zum Beweis dienet, dass damals der Adel noch nicht die Nationalsprache verkennet, sondern eine wahre Ehre hieraus gezogen hatte, dessen Verlaugung und gefällige Nachgaffung gar bald nach der Weisenberger Schlacht auf die Art erfolgte, dass dermal Menschen gefunden werden, die fast keine, weder böhmische noch deutsche Sprache, mehr recht verstehen«.

Seither hat der böhmische Nationaladel, bis auf sehr wenige rühmensewerte Ausnahmen, auf seine eigentliche Abstammung völlig vergessen, und ist bisher auch kein Fall zu verzeichnen, dass sich jemand bestrebt hätte, seinen germanisierten Namen wieder durch den ursprünglichen zu ersetzen, obschon man bei vielen dieser Adelsgeschlechter den Originalnamen noch heute sehr gut weiss. F. H.

<sup>\*)</sup> Bei diesem Epitaph fällt die Angabe der Sterbestunde »zwischen 23 und 24 Uhr« auf. Das Zählen der Stunden bis 24 muss daher in Böhmen einmal geläufig gewesen sein.



## Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 8. — Slavische Aera. — Mehrfach wurde angefragt, weshalb die Jahresdaten in so vielen altslavischen Urkunden mit dem Jahre 5510 (oder 5509) beginnen.

Antwort. — Nach allem, was bisher bekannt ist, müssen die Altslaven eine eigene Aera eingeführt gehabt haben. Ob diesbezüglich jemals schon etwas Positives festgelegt wurde, ist der Redaktion nicht bekannt; augenscheinlich ist aber diese Frage noch kaum je ernstlich erörtert worden, da man doch über die Altslaven bis in die allerjüngste Zeit unglaublich verworrene Kenntnisse hatte. Zu positiven Daten dieser Richtung können wir allenthalben erst gelangen, bis alle oder doch viele Daten jener altslavischen Aera der vergleichenden Forschung bekannt oder zugänglich sein werden; einstweilen ist aber damit erst ein kleiner, wenn auch vielversprechender Anfang gemacht worden.

## Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

*Götzinger und Leiter, Zur Landeskunde des Donaudurchbruches der Porta Hungarica und ihrer Umgebung.* — Wien 1914. (Sonderabdruck aus den Mitteilungen der k. k. Geograph. Gesellschaft in Wien.)

Als Hauptziehungspunkt der diesjährigen Exkursion der Wiener Geographischen Gesellschaft galt das historisch-geographisch wie physikalisch ungewöhnlich interessante *Th e b e n* am Donaudurchbruche nächst Pressburg. Haben nun die Verfasser in dem Exkursionsberichte eine wissenschaftlich wertvolle, weil sachlich gründliche Darlegung im allgemeinen geboten, so müssen wir im speziellen einige ernste Einwendungen dagegen machen, soweit es sich dabei um Slavistisches handelt.



So heisst es auf Seite 21: »Einen Anhaltspunkt dafür, welches Volk hier vor den Magyaren wohnte, gibt uns der Ortsname Dėvėny, der aus dem slavischen dėvín hervorgegangen ist, aus dem sich T h e b e n bildete, welche Form bereits in der Zeit des Mathias Corvinus nachweisbar ist. Der Name Dėvín kommt als D o v i n a wiederholt vor und heisst so viel als J u n g f r a u e n b u r g (Magdeburg) und ist auch mit G ö t t i n b u r g übersetzt worden. Diese Bezeichnung kommt gleichfalls im Ungarischen vor und es wird mit L e á n y v á r (= Mädchenburg) die Ruine zwischen den Gemeinden Wolfstal und Berg, knapp an der österr.-ung. Grenze, benannt«. — Nahezu ein Dezennium dürfte schon verstrichen sein, seit Žunkovič, heute der führende Mann in der kosmopolitischen Sprachforschung, dargelegt hat, dass im Ortsnamen Dėvín durchaus nicht »dėva« (= Mädchen, Jungfrau, mag. leány) sondern »divati« (= ausblicken) die grundlegende Wurzel bildet, demnach T h e b e n sprachlich: A u s s i c h t s p u n k t, A u s l u g gleichkommt, und doch wird uns da wieder ein längst abgetanes Märchen allen Ernstes und unter dem Mantel der Wissenschaft aufgetischt.

Dieser Etymologie pflichten aber anderseits die Verfasser unbewusst selbst bei, indem sie (S. 25) weiter schreiben: »Der K o b e l bietet eine ganz vorzügliche Aussicht über das Land und so mag er wiederholt seit den ältesten Zeiten in Kriegen als B e o b a c h t u n g s p u n k t für die Dcnau und Marchgegend verwendet worden sein. Man sieht bei klarer Witterung im S den Neusiedlersee und im W die Ausläufer der Alpen bei Wien«. —

Dass die Verfasser den K o b e l mit »kobyła« (= Stute) auslegen und nicht mit »kopila« (= Schanzen, Gräben) ist eine weitere Folgeerscheinung des Nichtbeachtens der heutigen Fortschritte der toponomischen Etymologie, in welcher sich zugleich die verlässlichste Kulturgeographie birgt. Aber auch hier bestätigen die Verfasser, ohne es zu fühlen, unsere Auslegung, denn sie fügen bei, dass auf dem Gipfel des Kobels heute G r ä b e n sind, welche jedoch erst i. J. 1809 von den Franzosen aufgeworfen worden seien, was natürlich unzutreffend ist, nachdem die Bezeichnung »Kobyła« schon weit älter ist; wahrscheinlich haben die Franzosen nur die v o r g e f u n d e n e n Wälle und Gräben lediglich wieder für ihren Gebrauch instandgesetzt.

Dass die Verfasser auch noch strenggläubig an der Völkerwanderung hängen, daher auch noch mit den Völkern, wie mit Schachfiguren spielen, darf weiter auch niemanden verwundern, denn unsere deutschen Professoren wissen doch bei ihrer krankhaften Voreinge-



nommenheit gegen alles Slavische meist von den einschneidendsten wissenschaftlichen Umwälzungen im fremden Lager so gut, wie nichts.

Wir glauben auch nicht, dass die (S. 6) »villa Gai« benannte Ortschaft, die uns die Tabula Peutingeriana (Segm. IV.) hier anführt, durch das Rechtsdrängen der Donau tatsächlich zerstört und verschwunden sei, sondern dies ist eben das heutige »Hainburg«, denn das südslavische »gaj« wie das nordslavische »haj« weisen eben etymologisch auf einen Schutzpunkt, eine gesicherte, eingefriedete Lokalität, woraus das deutsche »Hain« hervorgegangen ist. Die »heiligen Haine« der alten Ueberlieferungen sind daher auch nicht als Waldparzellen, sondern als Schutz- und Sicherungspunkte auszulegen, die deshalb als »heilig« galten, weil die Gefallenen dort beerdigt waren, daher man so einer Stelle auch in pietätlicher Hinsicht eine besondere Verehrung zollte.

Dieses kurze Bild zeigt die betäubende Tatsache, wie sich die heutige »freie« Wissenschaft durch ihre Einseitigkeit und Spezialisierung selbst den Weg zum Fortschritte vertritt, ja nicht einmal dasjenige beachtet, was ihr selbst förderlich wäre oder geradezu zum Inventar des Anspruches auf allgemeine Bildung zählt. So kommt es, dass bestgemeinte und mit vielem Fleisse geschaffene Arbeiten automatisch zur Makulatur werden, weil man im bequemen Konservatismus sitzend nicht die Energie aufbringt umzulernen und sich von den angewohnten Schulhypothesen zu verabschieden, sobald diese einmal durch neue Forschungsergebnisse unhaltbar geworden sind. —

Dr. F. Wisinger.

*Brechensbauer Jos., Aus der Vergangenheit der Stadt Töplitz-Schönau und ihrer Umgebung. Ein Geschichtsbild. — Töplitz-Schönau 1912. — 8°, 95 S. — Preis ?*

Dieses Geschichtsbild soll ein Beitrag zur Heimatskunde sein, wie dies im Geleitworte zu lesen ist; in der Wirklichkeit ist es eine slavenfeindliche Geschichtsfälscherei, soweit es sich nicht um konkrete Tatsachen handelt. Hiefür nur ein Beleg. Bisher ist wohl noch niemandem eingefallen den Zweifel auszusprechen, dass der Name »Töplitz« nicht aus dem slavischen Begriffe »toplice« (= Warmbad) hervorgegangen sei, denn eine heisse Quelle benennt nur der Slave mit diesem Worte, und unser »Töplitz« hat doch bekanntlich ein Thermalbad. Brechensbauer erzählt uns aber in seinem pathologischen Slavenhasse noch etwas ganz Neues. Er bemüht sich uns glaubhaft zu machen, dass der Name anerkannt (!) keltisch sei, dass die



Wurzel »top« (= Ort, Stelle, Hag) laute, dass der Ort durch Jahrhunderte »Topos« geheissen haben dürfte, dass die Endung »litz, lice« zweifellos (!) einer späteren Zeit angehört u. dgl. — Die bösen Slaven, die eine warme Quelle logisch in ihrer Sprache als Warmbad (topel = warm, böhm. teplý) benennen, werden dann noch beschuldigt (S. 15), dass sie es sind, die alle topischen Namen verändern, die die Deutschen sogar zur Schreibung »Teplitz« verführten usw., bietet also eine Lügenepistel, worüber selbst jeder ehrliche Deutsche erröten muss.

Brechensbauer soll aber ja nicht den Teufel an die Wand malen, denn wenn sich die Töplitzer ihres Namens schämen, weil er zweifellos altslavisch ist, so kann der Himmel diesen Frevel leicht damit vergelten, dass er die heissen Quellen dauernd versiegen lässt, wie dies zum grossen Entsetzen schon i. J. 1879 versuchsweise geschehen ist. »Töplitz«, welcher Name bis nun in sich selbst eine Reklame enthielt, kann dann auch »Topos« heissen, um nicht irreführend zu wirken, und werden sich die Slaven gewiss nicht weiter herandrängen einen Ort, der keine warme Quelle mehr hat, als Warmbad in ihrer Sprache zu benennen.

Wir müssen aber zum Schlusse Brechensbauer eine Uebersetzung bereiten und verraten, dass in der Wissenschaft heute Slavisch und Keltisch als identisch gelten; was er behauptet, das bestätigen wir: der Name »Töplitz« ist tatsächlich keltisch.

M. Žunkovič.

*Oščadal Jos., Rukopis Královédvorský a Zelenohorský, nejvzácnější památky pěveckého umění nejdávnějších předků. — (Die Handschriften von Königinhof und Grünberg, die vornehmsten dichterischen Denkmäler der ältesten Vorfahren.) — Klattau 1915. — 16<sup>o</sup>, 130 S. — Preis 1.50 K.*

Die mit viel Liebe geschriebene Publikation der zwei bedeutendsten böhmischen Handschriften bringt leider nichts Neues, im Gegenteile, die Ignorierung der so imponierenden neuesten Forschungsergebnisse zur Echtheit jener Pergamente, wie sie gerade im »Staroslovan« sukzessive veröffentlicht wurden, dann die erneuerte Verdächtigung des Minne- und Vyšehrad-Liedes als Fälschungen, über deren Echtheit auch schon die Akte geschlossen sind, bedeutet weit eher einen bedauerlichen Rückschritt im Handschriftenstreite.

Der Verfasser stützt sich in der Hauptsache auf Hattalas grammatische Beweise. Die Erfahrung lehrte aber, dass gerade diese



Beweisseite für die Echtheitsbegründung die unwirksamste war, denn tatsächlich mussten viele andere, weit überzeugendere Belege aufgebracht werden, um die verdächtigten Handschriften endgültig zu rehabilitieren.

Viele Behauptungen sind überdies auch grammatisch falsch interpretiert; so z. B., dass »tetva« nicht Dynastie bedeute, wie dies lexikalisch feststeht, sondern ein Eigenname sei; die Form »tetvy Popelova« allein zeigt aber jedem grammatisch gebildeten Slaven, dass dies absolut kein Doppel-Eigenname sein kann. — Das gleiche gilt für »pažiti« (= sich stählen, die Muskel stärken). Dies sei etwa ein neuzeitlicher Turnerbegriff; aber in »Záboj« heisst es: »tamo mečem i mlatem i ošcepem učista pa ži«. Ist dieser Begriff neuzeitlich, dann beweist der Verfasser durch seinen circulus vitiosus geradezu selbst, dass die Königinhofer Handschrift gefälscht ist, und doch kämpft er sein Lebenlang für das Gegenteil.

Wir wiederholen: wir achten und anerkennen die pietätvollen Bestrebungen, mit denen der 76 jährige Verfasser seinen Idealen hiemit Ausdruck verleiht im vollsten Masse; für die Literaturgeschichte ist aber die Arbeit zu lückenhaft, für die Wissenschaft bedeutungslos, und für den Leser nur ein neues Werkchen, das schon am Geburtstage veraltet war. — K. Vaněk.

## Epilog.

Der II. Jahrgang des „Staroslovan“ liegt nun geschlossen vor. Wie sich jedoch die Ausgabe weiter gestalten wird, ist heute unmöglich vorauszusagen, denn: *inter arma silent musae*. Wir müssen daher, umsomehr als geliche unserer Mitarbeiter, und darunter die führenden Geister, bei der Armee im Felde stehen, das Weitererscheinen unterbrechen, bis des Krieges Stürme austoben und unsere Forscher wieder den friedlichen Fackellauf im wissenschaftlichen Weistreite fortsetzen können.

Was in den zwei Jahren des Bestandes unserer Revue Positives und Grundlegendes geleistet wurde, werden wohl erst die Epigonen beurteilen können. Vielleicht bedeutet unsere Arbeit den Beginn einer neuen, kraftvolleren Epoche der Betätigung der Slaven in vorurteilsloser wie kritischer Aufhellung der eigenen grossen Ver-



gangenheit; zum mindesten haben wir das Selbstgefühl dem üppig wuchernden Charlatanismus, der in den verwichenen Jahrzehnten die ehrliche Arbeit auf dem weiten Felde der Slavistik vollends ersticken wollte, den Lebensnerv kräftig unterbunden zu haben. Wir sind auch nicht im geringsten darüber im Unklaren hier einen ungewöhnlich erzeihen Boden aufgeschürft zu haben, auf dem nun die Wissenschaft aller Völker ein mächtiges Bergwerk errichten kann, zumal zu hoffen ist, dass nach dem derzeit wogenden weltaufrüttelnden Kriege auch die historischen Wissensgebiete, und darunter namentlich die vergleichende Sprachforschung, frisch belebt ihre Arbeit wieder dort einsetzen werden, wo man dereinst abgeirrt war. Zugleich haben wir aber auch überzeugend dargelegt, dass es ohne Beachtung der grossen slavischen Kulturvergangenheit sowie ohne Kenntnis und Vertiefung in die slavischen Sprachen fernerhin, genau so wie bisher, ganz aussichtslos ist auf dem Gebiete der allgemeinen Geschichte, Kultur und Sprache zu irgendwelchen klärenden Resultaten zu gelangen.

Ist aber nun die Fortsetzung der Revue einstweilen unsicher und unbestimmt, so soll hingegen die Bibliothek „Staroslovan“ (siehe S. 301—304 v. J. 1913) fortgesetzt werden.

Was wir in unserem wohlwogenen Bestreben zu Beginn versprochen, haben wir daher, soweit eben nicht die Gewalt der Verhältnisse eingriff, gewissenhaft eingelöst. Wir haben geradezu mit einem ungeahnten Kraftüberschusse an neuem Wissen und der Eröffnung unbekannter Quellen nicht nur dargelegt, dass die grosse Slavenwelt selbst von ihrer wahren Vergangenheit und Grösse bisher im allgemeinen so gut wie nichts wusste, sondern auch erwiesen, dass es keine Station des menschengeschichtlichen Wissens gibt, die für den Slaven kein aktives, historisch begründetes Interesse hätte. Der von uns betretene Weg ist also richtig, er muss demnach zum Ziele führen. —

**Verlag und Redaktion des  
„Staroslovan“.**